

Mitgliederversammlung 1985

*Die Mitgliederversammlung 1985 wird am Sonnabend,
dem 11. Mai, in Eckernförde stattfinden.*

*Wir bitten, den Termin schon vorzumerken. Einladungen
folgen zu gegebener Zeit.*

Der Vorstand

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes
ist in Flensburg

Südergraben 53 • 2390 Flensburg

Geschäftsführer: Walter Harenberg

Sprechzeit: Montag-Freitag 9.30-12.00 Uhr

Fernsprecher (04 61) 2 67 08,

außerhalb der Geschäftszeit (04 61) 5 57 06

Bankkonto: Stadtsparkasse Flensburg 2 001020

Postscheckkonto: Hamburg 114 07-206

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Karin Johannsen-Bojsen</i> Ist es eine „andere Welt“?	119
<i>Artur Thomsen</i> Flensburg und die Dänen.....	121
<i>Dagmar Unverhau</i> Flensburger Hexenprozesse (1564, 1607/08) — erneut betrachtet.....	124
<i>Erik Gøbel</i> Der Merkantilismus — unter besonderer Berücksichtigung Flensburgs im 18. Jahrhundert.....	139
<i>Silke Götsch</i> „... weil allhier in Flensburg kein Getrayde fürs Geld zu bekommen war ... “	154
<i>Franklin Kopitzsch</i> Die Aufklärung in Flensburg.....	164
<i>Hans Munk Hansen</i> Dänische Architekten in Flensburg um 1850	177
<i>Ernst Beier</i> Streiflichter zum Thema Erwachsenenbildung.....	181
<i>Eckhard Bodenstein</i> Von Großenwiehe nach Jena	188
<i>Horst Schwarze</i> Siegbert Amler: Graphik und Skulptur	201
Umschau ab Seite 204	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.

Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis ist enthalten im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion der Grenzfriedenshefte, Südergraben 53, 2390 Flensburg.

Druck: Severin GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

STADT FLENSBURG

Seit mehr als 30 Jahren widmet sich der Grenzfriedensbund seinem Anliegen, die friedliche Nachbarschaft zwischen Deutschen und Dänen zu fördern. Sein Wirken um die Verständigung im Grenzland verdient Anerkennung.

Einen besonderen Platz in der Arbeit des Grenzfriedensbundes nimmt die Herausgabe der Grenzfriedenshefte ein. Wir freuen uns deshalb, daß die vorliegende Schrift dem 700-jährigen Jubiläum der Stadt Flensburg gewidmet ist.

Die Schrift enthält Abhandlungen zur Geschichte Flensburgs, welche jahrhundertelang durch deutsche und dänische Kultur geprägt wurde. Die ausgewählten Themen stellen einen interessanten Querschnitt des früheren Lebens in unserer Stadt und der Region dar.

Wir danken dem Grenzfriedensbund für seinen Beitrag zum Jubiläum der Stadt Flensburg.

- Groß -
Stadtpräsidentin

- Dielewicz -
Oberbürgermeister

Vorwort

Es ist ein langer, endlos scheinender Weg: von den ersten Fischern im innersten Winkel der Förde bis zu den Kaufleuten und Seefahrern des Hochmittelalters, die sich seit 1284 Bürger einer nun anerkannten Stadt Flensburg nennen durften; und in den 700 Jahren seitdem, an die wir uns in diesem Jubiläumsjahr erinnern, haben zwanzig Generationen ihr Leben in dieser Stadt gestaltet und — oft genug — erlitten. Katastrophen, Feuersbrünste, Krieg, aber auch Frieden, Wohlstand und Glück prägen die verschiedenen Abschnitte der Geschichte. Viele Veranstaltungen im Jubiläumsjahr 1984 heben markante Ereignisse und bedeutende Epochen der Vergangenheit in das Licht der Gegenwart. Aus der Fülle der mündlichen und schriftlichen Publikationen versuchen die Grenzfriedenshefte in diesem Doppelheft, einiges von dem festzuhalten und nachlesbar aufzubewahren, was namhafte Wissenschaftler und sachkundige Bürger auf geschrieben oder vorgetragen haben. Die Themen reichen vom Beginn der Neuzeit bis in die Gegenwart; sie erzählen von Hexenprozessen und Hungerzeiten, von Merkantilismus und Aufklärung, von bedeutenden Architekten und Pädagogen, von den Erfahrungen eines Arbeiterkindes vor und nach dem Ersten Weltkrieg und von der Arbeit eines Künstlers in unserer Zeit. Nicht zufällig ist ganz zu Anfang von den Flensburgern die Rede, die sich zum größten Teil dem deutschen Volk, zum kleineren aber, immerhin 20 Prozent, dem dänischen Volk und der dänischen Kultur zurechnen. Das Zusammenleben von Menschen beider Völker und die Zugehörigkeit der Stadt zu dem einen oder anderen Staatswesen: das ist ja das besondere, das kennzeichnende Merkmal Flensburgs. Die Beziehungen zwischen Deutschen und Dänen nach den Konflikten der jüngeren Vergangenheit friedlich zu gestalten, ist das Anliegen des deutschen Grenzfriedensbundes seit seiner Gründung im Jahre 1950. Auch die Grenzfriedenshefte wollen, auch mit diesem Heft, nichts anderes.

Wir danken allen, die uns bei der Erstellung des Jubiläumsheftes geholfen haben, vor allem dem Flensburger Stadtarchivar Dr. Hans-Friedrich Schütt, für die Vermittlung der Kontakte zu manchen Referenten. Wir freuen uns natürlich über das freundliche Geleitwort der Frau Stadtpräsidentin und des Herrn Oberbürgermeisters. Und wir wünschen den Bürgern unserer guten alten Stadt und unseren Lesern alles Gute im achten Jahrhundert der Existenz Flensburgs.

Artur Thomsen

In der Sonderausgabe des FLENSBURGER TAGEBLATTS anlässlich des 700-jährigen Jubiläums der Stadt Flensburg schrieben Artur Thomsen und die ehemalige SSW-Ratsherrin Dr. Karin Johannsen-Bojsen ihre Gedanken zu dem Thema „Flensburg und die Dänen“ auf.

KARIN JOHANNSEN-BOJSEN

Ist es eine „andere Welt“?

So verschieden ist die Welt der Dänen dieser Stadt wiederum auch nicht von der ihrer deutschen Mitbürger!

Im Gegensatz zu vielen anderen nationalen Minderheiten gibt es hier keine grundsätzlichen ethnischen, religiösen oder sozialen Unterschiede. Deutsch- und Dänischgesinnte leben buntgemischt zusammen, Seite an Seite im gleichen Mietshaus, zuweilen in der gleichen Familie. Sie haben die gleichen Freunde und Bekannten, den gleichen Arbeitsplatz, den gleichen Kaufmann, das gleiche Finanzamt. Sie besuchen — je nach Neigung — dasselbe Museum oder Sinfoniekonzert und demonstrieren gemeinsam gegen atomares Wettrüsten oder für die Erhaltung der Klinik Ost. Dazu kommen weitere gewichtige Gemeinsamkeiten, die allerdings manchen Dänen mit Besorgnis und Mißbilligung erfüllen: Der überwiegende Teil der dänischgesinnten Flensburger hat Deutsch als Muttersprache, manche halten das „Tageblatt“ und nicht „Avis“, sehen mehr deutsches als dänisches Fernsehen.

Aber wodurch unterscheiden sich denn nun die Dänen von den Deutschen im Flensburg des Jahres 1984 — 700 Jahre nach der Bestätigung des Stadtrechts durch Herzog Valdemar von Jütland?

Da gibt es zunächst, für jeden sichtbar, eine Reihe gut funktionierender dänischer Institutionen und Organisationen: Kindergärten, Schulen, Freizeitheime, Altenheime, Bibliotheken, Kirchen, Seniorenclubs, Frauengruppen, Sportvereine und all die speziellen — für Pfadfinder und Behinderte, Volkstänzer und Schützenbrüder, Laienspieler und Schachspieler, und so weiter und so weiter.

Dazu kommen die auf nachbarschaftlichem Miteinander beruhenden 20 Distrikte des „Sydslesvigsk Forening“, unserer kulturellen Hauptorganisation, die eigene Vertretung im Stadtrat (zur Zeit 11 von 43 Abgeordneten), die eigene Tageszeitung und einige überregionale Zeitschriften. Praktisch könnte, wie ich aus meiner Unterrichtstätigkeit an Flensburgs dänischem Gymnasium mit seinen knapp 1000 Schülern weiß, sich beispielsweise ein dänischer Schüler oder Lehrer fast ausschließlich in einem dänischen Kulturmilieu und unter dänisch sprechenden Freunden bewegen. Das geschieht aber nur selten.

Wesentlicher als die äußere Erscheinungsform ist natürlich das innere Leben, das sich in diesen dänischen Zusammenhängen entfaltet. In dieser Beziehung könnte ein

hereingeschneiter Deutscher sich allerdings fast wie in einer „anderen Welt“ vorkommen. Das liegt sicher in erster Linie am Vorherrschen der dänischen Sprache.

Aber es gilt auch für die Inhalte, über die gesprochen wird, und für so manche Wertvorstellungen, Verhaltensweisen, Perspektiven. Es wäre verlockend, sich hier mit Begriffen auseinanderzusetzen wie Gleichwertigkeit aller Menschen, Zusammengehörigkeitsgefühl, „Unimponiertheit“ gegenüber jeglichem Gehabe solcher, die sich aus irgendwelchen Gründen für besser halten, oder auch mit so schwer übersetzbaren Begriffen wie „stilfærdighed“, „jævnhed“, „folkelighed“. Doch das bliebe nur im Klischee stecken und ist überhaupt kaum wiederzugeben. Die bloße Darstellung in deutscher Sprache würde m. E. entfremdend wirken. Das muß erlebt werden.

Um jedoch „die andere Welt“ von Flensburgs Dänen irgendwie konkret zu veranschaulichen, möchte ich ein aktuelles Beispiel herausgreifen: Unter den dänischgesinnten Südschleswigern herrscht zur Zeit eine lebhafte „Identitätsdebatte“. Sie ist eine direkte Folge des Umstandes, daß unsere Heimat, die bis 1864 ein Teil des dänischen Gesamtstaates war, die letzten 120 Jahre deutsch gewesen ist.

Wie das so der Fall zu sein pflegt, hat die Zeit zugunsten einer zunehmenden Identifizierung der meisten Bürger mit dem neuen Staat gearbeitet (mancher Westdeutsche mag bereits Ähnliches in der DDR befürchten). Betrug die Anzahl derjenigen Flensburger, die sich weiterhin Dänemark verbunden fühlten, wenige Jahre nach der Annexion noch gut die Hälfte, so ist sie jetzt auf ein gutes Fünftel zurückgegangen (Wahlen zum Berliner Reichstag 1867: 52 Prozent dänische Stimmen; Kommunalwahlen 1982: 22 Prozent). Somit sehen sich unsere heranwachsenden Generationen immer wieder der Situation ausgesetzt, daß ihr Bevölkerungsteil eine Minderheit ist, deren ureigenes kulturelles Leben mehr mit dem Nachbarland zu tun hat als mit dem Staat, in den sie hineingeboren sind. Das muß zu Auseinandersetzungen führen, zumal in Zeiten der sonstigen Konsolidierung und Entspannung. Die Zugehörigkeit zu „zwei Welten“ ist nicht umsonst zu haben.

Die Herausforderung gilt vor allem dem südschleswigschen Establishment. Gefordert werden mehr Basisnähe, mehr Dezentralisierung, weniger rosarote Verklärung des Dänentums hüben und drüben, mehr Heimatbewußtsein, weniger stereotype Kulturangebote, mehr kulturelle Eigenproduktion. Der Kampfruf lautet: „Südschleswig ins Zentrum!“

Auch die Reichsdänen, darunter die 50 000 Mitglieder des „Grænseforeningene“, werden mit Kritik nicht verschont.

Am wenigsten kritisieren werden im großen ganzen die deutschen Mitbürger, denen man offen gegenübersteht.

Mein Geburtstagswunsch für unsere Heimatstadt wäre nun, daß Offenheit und Gesprächsbereitschaft, wie sie von diesen jungen Leuten und dem überwiegenden Teil der deutsch-dänischen Basis bereits praktiziert werden, sich noch stärker durchsetzen möchten — trotz des damit verbundenen Risikos der Infragestellung der eigenen

Identität.

Für besonders erforderlich halte ich die Auflockerung von festgefahrenen Positionen in der Flensburger Ratsversammlung, damit die am 5. Mai 1983 theoretisch anerkannte Gleichstellung der Dänen mit den Deutschen endlich in die Tat umgesetzt werden kann, und zwar als eine demokratische Selbstverständlichkeit und nicht als Ausdruck besonderer Großzügigkeit.

Darüber hinaus erscheinen mir Offenheit und Gesprächsbereitschaft vor allem wünschenswert unter solchen Deutschen und Dänen, die um die Vermittlung eines Geschichtsbildes unserer Heimat bemüht sind. Hier klafft noch manches auseinander. Der dänische Bevölkerungsteil stellt das lebendige Verbindungsglied Flensburgs mit seiner Vergangenheit dar. Es würde niemandem Abbruch tun, sondern im Gegenteil das eigentümliche Gepräge unserer Heimatstadt verstärkt hervorheben, wenn man auch deutscherseits bereit wäre, das spezifisch dänische Element ohne Abstriche und in jeder Beziehung anzuerkennen.

*

ARTUR THOMSEN

Flensburg und die Dänen

— aus der Sicht eines deutschen Bürgers —

Flensburg *und* die Dänen — das klingt wie eine Addition, als wäre Flensburg das eine und die Dänen etwas anderes, und als würde beides zusammengefügt. Aber das stimmt nicht: Die Dänen gehören von Anfang an dazu; sie waren immer ein Teil unserer Stadt. Man kann Flensburg in Geschichte und Gegenwart nur richtig beschreiben, wenn die Rolle der Dänen dabei gebührend berücksichtigt wird. Das will ich als deutscher Bürger an den Anfang meiner Überlegungen zum Thema setzen. Zieht man „die Dänen“ ab, ist Flensburg nicht mehr dasselbe; es hätte nicht nur an Quantität, sondern auch an Qualität, nicht nur an Menge, sondern auch an Wesensart verloren. Ich sage es daher noch einmal: Die Dänen gehören dazu. Dabei leugne ich nicht, daß die „beruhigende“ Mehrheit von 80 % deutscher Bevölkerung und die Zugehörigkeit der Stadt zum deutschen Staatsverband mir natürlich gefällt; ich bin ja ein Deutscher, und es ist mir sehr wichtig und wertvoll, deutsch zu sein. Gerade deshalb habe ich aber auch Verständnis dafür, daß es meinem Nachbarn im Hause nebenan wichtig und wertvoll ist, dänisch zu sein. Für mich ist die Zeit vorbei, in der das Bekenntnis zum eigenen Volk gleichbedeutend mit einer feindseligen Einstellung anderen Völkern gegenüber war. Das waren tragische Irrtümer in der Vergangenheit, die für unsere Vorfahren viel Leid mit sich gebracht haben. Damit muß Schluß sein. Dennoch sollten wir nicht einen

europäischen Einheitsbrei anröhren wollen, sollten ruhig die Unterschiede zwischen unseren Völkern und Kulturen deutlich machen und betonen. Das heißt ja nicht, daß wir Gegensätze hervorkehren, um sie gegeneinander zu stellen. Ich möchte in Flensburg durchaus die deutsche Sprache, die deutsche Kultur, deutsche Geschichte, deutsche Lebensart so stark wie möglich verankern und also möglichst viele Mitmenschen daran teilnehmen lassen; aber ich möchte nicht mit dem Deutschsein das Dänischsein bekämpfen, sondern den dänischen Bürgern unserer Stadt einräumen, daß sie die dänische Sprache, die dänische Geschichte und Kultur und Lebensart für sich höherstellen und darum anderen Menschen mitzuteilen wünschen. Ein solcher Wettstreit zwischen Dänen und Deutschen in unserer Stadt zerstört ja nichts, im Gegenteil: er bereichert uns. Gerade die kulturelle Konkurrenz beider Völker macht das Leben hier attraktiv. Theater, Orchester, Büchereien, Schulen legen beredtes Zeugnis davon ab. Und die vielgerühmten Erklärungen von Kiel und Bonn/Kopenhagen aus den Jahren 1949 und 1955, in denen festgelegt wurde, daß nicht Abstammung oder Paß, sondern ausschließlich das persönliche Bekenntnis entscheidet, wer Deutscher und wer Däne ist, diese Erklärungen machen den Wettstreit erst richtig interessant, weil es dadurch möglich wird, das eigene Bekenntnis aus freiem Entschluß zu ändern. Ich bin nicht sicher, ob schon alle Flensburger — gleich, auf welcher Seite — die Weisheit und die Chancen dieser Erklärungen nachvollziehen können. Immer noch wird einem Mitbürger, der die Seite gewechselt hat, von den bisherigen „Freunden“ leicht Untreue vorgeworfen und Verachtung gezollt. Wer sich aber zum Wettstreit der Kulturen bekennst, muß diese Möglichkeit konsequenterweise in sein Kalkül einbeziehen; er darf nicht das Risiko des Verlustes beklagen, sondern er muß die Chance des Gewinns von Bürgern für die eigene Seite begrüßen. Mir scheint, Deutsche und Dänen wären kleinmütig, wenn sie sich nicht trauten, sich auf das Abenteuer dieser Konkurrenz einzulassen.

Wo aber bleibt nun die Geschichte? Beweist sie denn nicht, ob Flensburg eigentlich eine deutsche oder eine dänische Stadt ist? Ja, sie beweist es; aber sie „beweist“ beides, je nachdem, woher man seine historischen Argumente bezieht. Natürlich war Flensburg „immer“ eine dänische Stadt, jedenfalls bis 1867, wenn man an den dänischen Gesamtstaat denkt, zu dem das Herzogtum Schleswig und also Flensburg gehörte. Natürlich war Flensburg „immer“ eine deutsche Stadt, wenn man an seine Bevölkerung seit Beginn der Neuzeit und an die hier überwiegend gesprochene Sprache denkt. Hilft uns das eigentlich? Sollten wir nicht zur Kenntnis nehmen, daß es den Flensburgern selbst wie allen Europäern bis ins 19. Jahrhundert hinein ziemlich gleichgültig war, welchem Volk sie angehörten. Fürsten und Dynastien bekämpften sich damals, nicht Völker. Dann erst gingen die Völker aufeinander los. Kann das nicht nach rund 150 Jahren wieder vorbei sein?

Haben wir heute ein höheres Recht, bloß, weil wir die meisten sind? Hier geht es nicht um Fragen, die mit Mehrheit zu entscheiden sind. Hier geht es um Grundfragen menschlicher Existenz, um Menschenrechte. Wir Flensburger haben — wie im

gesamten Grenzland — die Chance, Europa ein Beispiel zu geben, wie zwei Völker in einer gemeinsamen Heimat ihr Miteinanderleben gestalten können, ohne sich selbst aufzugeben und ohne sich zu hassen, sondern in gegenseitigem Respekt und in guter Nachbarschaft. Dafür lohnt es sich, hier zu leben.

Flensburger Hexenprozesse (1564, 1607/08) – erneut betrachtet

Die „Hexe“ als „Ärztin“?

1. Die historische „Hexe“ als Problem

„Das Thema ‚Hexe‘ ist Mode geworden, es hat bereits einen fatalen Glamour. Auch hat es in jüngster Zeit eine wissenschaftliche Nobilitierung erfahren“ (Bovenschen, S. 259). Das Zitat besagt zweierlei und meint unterschwellig etwas Drittes: Nämlich daß ein Thema aus der abendländischen Geschichte auf ganz unterschiedliche Weise abgehandelt worden ist, einmal wissenschaftlich — wodurch es eine gewisse Aufwertung erfahren hat — und zum andern unwissenschaftlich, popularisiert bis reißerisch und sensationsheischend ... und schließlich drittens, daß das Thema zumindest schwierig ist, wenn nicht gar Schuld an dem zweiten Sachverhalt hat. Jeder oder fast jeder, der sich mit dem Thema „Hexe“, genauer gesagt, mit der historischen Hexe befaßt, wird gewisse Vorbehalte gegen die Seriosität des Themas zu spüren bekommen haben, selbst wenn er sich ernsthaft wissenschaftlich damit auseinandergesetzt hat. Dabei hat sich in vielen bedeutenden und methodisch wegweisenden Arbeiten des In- und Auslandes gezeigt, daß das Thema es verdient, aufgegriffen zu werden. So abseitig vielen das Zeitalter der Hexenverfolgung erscheinen mag, weil Unbequemes gern verdrängt wird, so zentral ist das Thema, unvoreingenommen beurteilt, in Wirklichkeit. „Der Hexenglaube war in der damaligen Zeit (bei uns zwischen der Reformation und der Aufklärung — D. U.) nicht etwa ein Stück Aberglauben, das irgendwo am Rande des geistigen und gesellschaftlichen Lebens ein anachronistisches Eigendasein führte; der Hexenglauben gehörte vielmehr zu den umstrittensten Themen öffentlicher Auseinandersetzung. Und schließlich sollte man nicht vergessen, daß die Art und Weise, in der viele der angeblichen Hexen gefoltert und getötet wurden, zu den scheußlichsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte zählt, wobei im Rückblick weniger der Protest einiger Gegner der Hexenprozesse als das offensichtlich gute Gewissen der an der Hexenverfolgung Beteiligten auffällt“ (Lehmann, S. 16).

Der Schriftleitung der „Grenzfriedenshefte“ soll für die Berücksichtigung dieser schwierigen Thematik gedankt werden. Es ist sehr anerkennenswert für und aufschlußreich über das von ihr vertretene Geschichtsbild, daß dieser Untersuchung kostbarer Platz in einer Sondernummer anlässlich des 700jährigen Stadtjubiläums eingeräumt wird.

Die 13 Fälle, die erörtert werden sollen, sind bekannt. Die Überschrift gibt diese Tatsache

zu erkennen. 1887 berichtete A. Wolff in den in zwangloser Folge erschienenen Heften „Aus Flensburgs Vergangenheit. Beiträge zur Geschichte der Stadt“ bereits über „Flensburger Hexenprozesse“; verschiedene neue Fragestellungen lassen eine erneute Beschäftigung mit diesen Quellen angezeigt sein. Überliefert sind sie im sogenannten „Roden Boeck“ der Stadt Flensburg, nach Wolff (S. 19) einer „Sammlung der ältesten Straferkenntnisse des Flensburger Magistrats“ (d. h. Rats). Wolff hat den Inhalt der infrage kommenden Eintragungen ausführlich geschildert, in zwei Fällen hat er sogar alle Prozeßunterlagen abgedruckt. Zeitlich sind unsere Quellen mit 1564 und 1607/08 zu datieren. Wie Wolff (S. 22) ausführt, ist hiermit die Flensburger Hexenverfolgung nur teilweise erfaßt. „Weitere Hexenverbrennungen aus den Jahren 1608, 1612, 1613, 1614 und 1617 werden im sogenannten Diarium Flensburgense mit wenigen Worten berichtet. Daß über die Mehrzahl derselben nichts Spezielleres bekannt ist, hat seinen Grund darin, daß mit dem 27./28. Mai 1608 das Rodeboeck plötzlich abbricht. Über den Fall von 1620 (der die letzte Hexenverbrennung sein soll — D. U.) sind jedoch weitläufige Zeugenverhöre und auch die Urgichten (Bekenntnisse) der Angeklagten dem Verhandlungsprotokoll des Magistrats einverleibt worden.“ Wolff läßt die späteren Fälle außer acht. Wir folgen ihm darin. Unsere Eckdaten sind 1564 und 1607/08. Ziel dieser Abhandlung ist es, sich mit dem Hexenphänomen in Wolffs Deutung einerseits und mit tagespolitischen Deutungen oder Aktualisierungen als Kampf um das „Geburtsrecht“ der modernen Frauenbewegung andererseits im Rückgriff auf die Quellen auseinanderzusetzen. Dabei wird ein Hexenbild, daß maßgeblich von einem französischen Forscher geprägt worden ist, eine große Rolle spielen.

Auf einer Demonstration gegen den italienischen Abtreibungsparagraphen in Rom sollen 100 000 Frauen gerufen haben: „La Gioia, la gioia, la si inventa, donne si nasce, le streghe si divental!“ (ungefähr: Die Freude, die Freude, sie wird entdeckt; als Frau geboren, zur Hexe gemacht!) und: „Tremate, tremate, le streghe son tomate!“ (Zittert, zittert, die Hexen sind zurückgekehrt!) Unerklärliech ist zunächst für uns, warum ausgerechnet die Frauen, die als Hexen verbrannt worden sind, irgendwie eine Verkörperung der Freude sein sollen. Genauso unklar ist, warum von diesen armen, wehrlosen Frauen Macht und Zittern ausgehen soll. Das Exempel erscheint völlig unverständlich. Zutreffend ist gefragt worden: „Steht das Hexenbild als Desiderat angesichts der unrealisierbaren weiblichen Potentiale? Sind die Hexen für den Feminismus das, was Spartakus, die aufständischen Bauern, die französischen Revolutionäre oder die Bolschewiki für die sozialistischen Bewegungen sind?“ (Bovenschen, S. 259.) Die Hexe als politischer Kampfbegriff, als politisierte Geschichte, als Leitbild und Mythos? Ja!

Welches historische Hexenbild gemeint sein könnte, ist einem feministischen Buch (Ehrenreich und English, S. 5) zu entnehmen: „Die Heilkunde ist Teil unseres Frauenerbes, unserer Geschichte, unseres Geburtsrechts.“ Den Hexen wird unterstellt, daß sie sich dank ihrer Kenntnisse von der Heilkunde auf der Basis von Kräutern und

Pflanzen aus dem „Mutterschaftszwang“ befreien konnten. Damit war die Möglichkeit zur Selbstbestimmung gegeben. Die Hexen waren emanzipiert. Daher die „Freude“ ... Die Gleichung „Hexe“ = „Ärztin“ findet in dem französischen Historiker Jules Michelet (1798—1874) ihren gelehrten Sekundanten. Hinsichtlich der „Freude“ sieht er natürlich die Hexe historischer: „Aus welcher Zeit datiert die Hexe? Ich sage es ohne Zögern: ,Aus der Zeit der Verzweiflung‘.“ (Michelet, S. 23) Zitiert wird häufig aus Michelets romanhaft anmutendem Buch die „Hexe“ die nachstehende Passage: „Tausend Jahre hindurch war die Hexe der einzige Arzt des Volkes. Die Kaiser, Könige, Päpste, die reicheren Barone hatten einige Doktoren aus Salerno, Mauren und Juden, aber die Masse jeden Standes, ja man könnte sagen, in der Welt, fragte nur die Saga oder kluge Frau um Rat. Wenn sie nicht heilte, beschimpfte man sie und nannte sie Hexe. Aber gewöhnlich belegte man sie aus einem mit Furcht gemischten Respekt mit dem Namen ‚gute Frau‘ oder ‚schöne Frau‘ (*bella donna*), derselbe Name, den man den Feen gab“ (S. 20). Michelet seinerseits hatte einen historischen Gewährsmann: „Der große und mächtige Arzt der Renaissance, Paracelsus, erklärt, als er die lateinischen, arabischen und jüdischen gelehrten Bücher der alten Heilkunst verbrennt, alles nur von der populären Heilkunst gelernt zu haben, von den klugen Frauen ..., den Hirten und Scharfrichtern; diese waren oft geschickte Chirurgen (Einrenker von gebrochenen oder verrenkten Knochen) und gute Tierärzte. Ich (Michelet) bezweifle nicht, daß sein bewunderungswürdiges und geniales Buch über die Krankheiten der Frauen, das erste, was man über diesen so wichtigen, tiefen und so rührenden Gegenstand geschrieben hat, im besonderen aus der Erfahrung eben jener Frauen hervorgegangen sei, von denen die anderen Hilfe verlangten; ich verstehe darunter die Hexen, die überall Hebammen waren“ (S. 86).

Nach diesen Worten könnte man den Eindruck gewinnen, es sei ein Leichtes, eine Hexe zu definieren. Sie ist Ärztin, natürlich nicht im akademisch gebildeten Sinne verstanden; sie ist auch Hebamme. Ihre Pflanzenkenntnisse (Solaneen), deren Gifte und vor allem deren Dosierungen nicht allen bekannt sind, verleiht ihr neben einem menschenfreundlichen Zug etwas Mächtiges, ja Dämonisches. Man schätzt und fürchtet sie zugleich. Eine Folge dieser Furcht könnte die Sicht der Hexenverfolger sein; welches Bild sie vor Augen hatten, werden wir zu erfahren versuchen. Dabei muß bedacht werden, was auf eine Relativierung der Michelet'schen Definition hinausläuft: „Unser Wissen über Hexen beruht bestenfalls auf Vermutungen. Ihre Fallgeschichten behielten ihre gesellschaftlich mächtigeren Verfolger für sich — so wie heute Krankengeschichten von den Psychiatern und Psychologen (zitiert wird aus: ‚Frauen — das verrückte Geschlecht?‘) verwahrt werden und selten von Patienten eingesehen werden dürfen. Waren Hexen wirklich kulturelle und politische Revolutionäre, Anhängerinnen des Matriarchats und Amazonen, die zurückgekehrt waren, um gegen die Kirche zu kämpfen? Waren es reiche und mächtige Frauen, nach deren Besitz man trachtete? Waren es schöne Frauen, deren Sexualität ebensoviel Furcht wie Verlangen erregte? Vielleicht all dies — vielleicht nichts davon. Jules Michelet vertritt ... die Ansicht, viele

Hexen seien Hebammen und Ärztinnen gewesen, deren Wissen über schmerzstillende Mittel, Abtreibung und Pflanzenheilkunde oder suggestive Heilmethoden eine Bedrohung für die wissenschaft-, sexual- und frauenfeindlichen Lehrer der (katholischen — D. U.) Kirche darstellte“ (Chelser, S. 99). Wichtig an diesem Beispiel ist die Vielfalt der möglichen Hexentypen und die Frage nach den Gründen ihrer Verfolgung. Was bedeutete „Hexe“ im protestantischen Flensburg? Die Frage enthält eine äußerst wichtige Aussage:

Die Reformation brachte keine Beendigung der Hexenverfolgungen, anders ausgedrückt, Katholiken wie Protestantten waren aggressiv hexengläubig.

Wenn wir von Hexenverfolgung sprechen, dann schwingt durch den Gebrauch des Wortes „Verfolgung“ der Beigeschmack des Rechtlosen und Willkürlichen mit. In Anbetracht des Unfaßlichen und Unmenschlichen, das sich in dieser Form der Strafverfolgung zugetragen hat, muß dieser Eindruck gerechtfertigt sein; als Historiker dürfen wir aber nicht die „Legalität“ dieser Prozesse übersehen. Legal waren sie, wenngleich man sich über lange Zeiten hinweg nicht auf geschriebene Gesetze oder Rechte (*leges*) bezog, wie man es heute tut, um die Bestrafung von Vergehen zu legitimieren. Hören wir Wolffs auf Flensburg bezogene Darlegungen dieser abweichenden Rechtspraxis: „Für Wicker (Gesundbeter — D. U.) und Wahrsager sind in den Polizeiverordnungen von 1588 und 1600 Strafbestimmungen enthalten. Im übrigen waren die Hexenverfolgungen hier nicht sowohl durch landrechtliche oder statutarische Anordnungen geboten, als vielmehr nur durch Rechtspraxis üblich geworden ...“ (S. 20).

Martin Luther (Weimarer Ausgabe 10, 1, S. 59 f.) definiert Hexen im Rückgriff auf ererbte oder tradierte Vorstellungen mit den Begriffen „Hexerei“ und „Zauberei“, die in den bisher vorgelegten Begriffsbestimmungen keine Rolle gespielt haben: „... Item die hexen, das sint die bloßen teuffelshuren, die man (aber) milch stelen, wetter machen, auff bock und besen reyten, auff mentel faren, die leutt schiessen, lernen und vordurren, die kind ynn der wigen marttern, die ehlich glidmaß bezaubern und desgleychen. ... die zewberey treyben, die da können den dingen eyn ander gestallt gebenn, das eyn kue odder ochsse scheynett, das ynn der warheytt eyn mensch ist, unnd die leutt zur liebe unnd bulschafft zwingenn unnd des teuf fells dings viell ...“ Hexen sind, wenn wir zusammenfassen wollen, Frauen des Teufels; wir werden noch sehen, wie konkret man sich dieses ausmalte.

Hexen verstehen sich dank dieser Beziehung, wie einzuschlieben ist, auf verschiedene Künste zum Schaden (Schadenzauber, Liebeszauber, Wetterzauber) und zur Täuschung (indem durch Gestaltveränderung andere Wesen vorgegaukelt werden) ihrer Mitwelt. Etwas Gutes geht von ihnen nicht aus. Das ist doch etwas wesentlich anderes, als wir bisher gehört haben. Unser Vorgänger Wolff charakterisiert die mit den Hexenprozessen, wie er die Verfahren durchgängig bezeichnet, verfolgten angeblichen Verbrechen der Angeschuldigten, indem er eine mildere Form der vielfältigen Magien

und der härteren Hexereien und Zaubereien aus den Quellen herauszulesen meint: „Weniger strafbar als die eigentlichen Zauberer und Hexen galten diejenigen, welche, ohne ein Bündnis mit dem ‚bösen Feinde‘ zu schließen und ihren Mitmenschen dadurch Schaden zuzufügen, doch mit sonstigen anscheinend magischen Künsten sich befaßten. Es gehörten zu diesen die Wahrsager, namentlich s. g. Krystallgucker, welche unter Aussprechen gewisser Beschwörungsformeln aus dem Krystallspiegel oder geschliffenen Glase prophezeien, oder verlorene und gestohlene Sachen nachweisen, sowie die s. g. Wicker und Wickerinnen, die durch ‚Segnen‘ und ‚Böten‘, nämlich durch heilige Sprüche, Handauflegen und andere Mittel, z. B. Messen des Hauptes oder Hemdes Krankheiten von Menschen und Vieh zu heilen suchten. Vergehen dieser Art pflegten durch Staupenschlag und Ausweisung bestraft zu werden“ (S. 19). Diesen „nur polizeilich zu ahndenden Fällen“ (S. 20) stellt Wolff die „kriminalrechtlichen“ (S. 22) gegenüber. „Fälle der kriminalrechtlichen, d. h. der auf Bündnis und Umgang mit dem ‚bösen Feinde‘ beruhenden, in ihren Folgen gemeinschädlichen und daher mit dem Feuertod bestrafen Zauberlei wiederholen sich in unserer Stadt namentlich in den Zeiträume von 1607 bis 1620.“ An anderer Stelle bemerkt Wolff (S. 17): „Kein Wunder daher, daß Gesetzgebung und Rechtspraxis den aus solchen Treiben hervorgehenden, von den Juristen als Zauberei („toverie“), von der Volkssprache als Hexerei bezeichneten Verbrechen durch strenge Strafen entgegenzutreten suchten.“

Daß es in Flensburg keine entsprechende Gesetzgebung gab, hören wir; nicht richtig ist, daß das Wort „Hexe“ in Flensburg in der Zeit unserer Fälle Volkssprache war. Hexerei ist ein aus dem Oberdeutschen entlehntes Wort; „toverie“ ist niederdeutsch. Der vormalige Ordinarius für Volkskunde an der Kieler Universität, K. - S. Kramer (S. 223), hat anhand holsteinischer Archivalien die „fast abrupte Ablösung des Wortes Töwersche durch Hexe“ um 1640 festgestellt. Ob diese sich für Schleswig nachweisen ließe, müßte untersucht werden. Festhalten können wir, daß das Wort Hexe in unseren Quellen überhaupt nicht verwendet wird. Auf diesen Umstand hat Wolff nicht aufmerksam gemacht. Was in unseren Unterlagen „töverie“ bedeutet, muß jedes Mal benannt werden. Der allgemeine Sprachgebrauch läßt „Zauberei“ neutraler erscheinen, wohingegen den „Hexen“ der Ruch des Bösen anhaftet.

Warum wurden Frauen als Hexen verfolgt, warum, wie wir sehen werden, die eine weniger, die andere mehr? Wie sah es in den Köpfen und Herzen der Verfolger aus? Waren sie von der Bösartigkeit solcher Frauen überzeugt, oder nutzten sie das Hexenmuster, sozusagen einen ideologischen Vorwand, um Frauen, die aus verschiedenen Gründen auffällig geworden waren und die ihre Ordnung angriffen, zu disziplinieren? Michelet dachte bezüglich der Kirche in diese Richtung. Wenn wir jedoch, wie er, von einer tatsächlichen Macht bzw. von Normverletzungen ausgehen, dann entsteht das „Bild des Aggressors“, die Bestrafungen nehmen sich dann aus der Sicht der damaligen Ordnung als gerechtfertigt aus. „Mir scheint (schreibt Sabina Zumühl, S. 33 f. — D. U.) hier die Einschätzung zugrunde zu liegen, daß die verfolgten Frauen

Hexen WAREN, daß sie in Kollektiven lebten, übernatürliche Kräfte hatten und so — logische Folge — die katholische Kirche geradezu zwangen, diese Macht durch Prozeß und Verbrennung der Mitglieder des Kollektivs zu brechen. Ich denke, daß hier sehr wohl noch eine Identifikation mit dem Aggressor“ eine Rolle spielt, das Akzeptieren eines Bildes, das in männlicher Aggression von uns (den Frauen — D. U.) entworfen wurde. Denn auch die von vielen nun plötzlich positiv gesehene Hexenfrau bleibt Sonderwesen, Ausnahme, das von ‚gewöhnlicher Existenz Getrennte‘. Und gerade diese Besonderheit ist es, die die Frauen angeblich als Geschenk der Natur, wie einen Mühlstein um den Hals gehängt bekommen haben. War im Mittelalter die Magie immerhin noch Bestandteil des Weltbildes überhaupt, so hat uns ja spätestens die Aufklärung die Verbannung des Irrationalen in den Bereich des Weiblichen beschert.“

2. Flensburger Beispiele

2.1 „Hexen“

Besehen wir uns ein erstes historisches Beispiel. Kistina Netelers, „welche Tovene halfen, deren se lange tadt berüchtigt gewesen“, war am 27.11.1607 in Flensburg inhaftiert worden. Unter der Folter, sie war damals das gebräuchliche Wahrheitsfindungsmittel im Prozeß, gestand diese sogleich die Teufelsbuhlschaft vollzogen zu haben: „1. Erstlich, datt vor ohngefehr druddehalf Jaren, alß ehr man Pauli Neteier (sie war also nicht alleinstehend — D. U.) nicht tho huß gewesen, se vermeinet he sy tho Schwineborg (Svendborg) in Fünen gewesen und hebbe mit ehr boleret und ehr gelavet tho verschaffende, datt se alletidt scholde ehre guede narung hebbien.“ Ihr Teufel, ihr Patron, verführte sie mit dem Lohn ihrer Beziehung. Sie sollte immer gut zu essen haben. Offenbar mangelte es ihr daran; den Beruf ihres Mannes lernen wir nicht kennen. —

Die teuflische Beziehung soll keine Eintagsfliege gewesen sein. „He hebbe ock sonsten, wan ehr man nicht tho huß gewesen, bi ehr gelegen. Se segt ock, se hebbe ehme grueth und koll tho etende gegeven up dem Boens und he ethe vele.“ Dabei hatte er ihr doch Nahrung in Aussicht gestellt. „Segt ock, he sy faken (oft) tho ehr in ehren Keller gekamen, man ehr Man Pauli si uthgewesen und gedrunken hebbe. He sprecke denisch mitt ehr und hethe Niß. Segt ferner, also se ehren vorigen Jungen Berndt gehatt (arbeitete dieser bei ihr? — D. U.), si he buthen in ehrem Stalle gewesen in gestalt eines Kalfes, eines Jhares olt. De Junge averst hebbe ehn nicht sehen können. Segt ock, he hebbe ehr gelavet, se scholde mit ehrem Vehe woll vort kommen.“ Ein weiteres Versprechen hatte also der Teufel ausgesprochen. Ihrem Vieh sollte es gut gehen. Wir lernen auf diese Weise immerhin das kennen, was der Frau im alltäglichen Leben wichtig war. Versprechen der Teufel, die ihren Opfern, ihren Frauen, etwas Gutes in Aussicht stellen, sind selten. Sensationell ist, daß er auch etwas Nützliches für sie tat: „He hebbe ock ehr Vehe gefodet und gemestet.“ Er versorgte die Tiere.

Fragt man nach dem Realitätsgehalt dieser — wohlgemerkt — erzwungenen Aussage, dann drängt sich der Gedanke an eine tatsächliche Beziehung auf, die die Frau während der Abwesenheit ihres Mannes zu einem anderen unterhalten hatte. Sie könnte auch die Arbeiten ihres Knechtes Berndt entsprechend ausgeschmückt haben. Die Möglichkeit der reinen Fiktion darf natürlich auch nicht ausgeschlossen werden. Was sie gefragt worden war, teilt uns die Quelle nicht mit. Sie verschweigt uns dieses in allen übrigen Fällen. Das typische — gelehrt oder theologische — Hexenmuster, die körperliche Einlassung mit dem Teufel, setzt einen typisierten Fragenkatalog voraus, eben das Hexenmuster der Verfolgungszeit, das wir uns mit Luthers Worten haben verdeutlichen lassen. Wir wissen allerdings auch, daß der Genuß verschiedener Pflanzen oder das Einreiben mit ihren Extrakten drogenhafte Wirkungen mit orgiastischen Halluzinationen hervorrufen können, die in Richtung Teufelsbuhlschaft ausgelegt werden können. Suggestion oder halluzinogene Wirkung lautet die Frage, denn daß es tatsächliche Hexenzirkel mit einem entsprechenden Bewußtsein oder überhöhten Praktiken (schwarze Messe u. ä.) gab, mag man am allerwenigsten für denkbar halten. Aber wer weiß ...

In den 13 Flensburger Fällen findet sich ein Beispiel für den unzweideutigen Teufelsumgang nur noch einmal. Die nach Kistina Netelers beschuldigte und in die Mühlen der Strafrechtspflege geratenen Anna Kockes war einem Patron, einem persönlichen Teufel, ergeben. Irgendwie ist sie sehr menschlich, weil sie Motive für Racheanschläge enthält, soweit wir diesen Glauben schenken dürfen. Das ist ja bei allen unseren Ausführungen das stets latent vorhandene Fragezeichen. Wie in der Schilderung des vorigen Verhältnisses überraschen erneut ungewöhnliche Einzelheiten: „De schwarze Steyne, segt se, hebbe ehr ein hüpsch Kerll gegeven im felde, also naa Kluß gaen wollen, sy Ehr patron gewesen und Turnus geheten. Bekennt ock, datt düßer Turnus si offtmalß bi Ehr gewesen und datt se mit demsulvigen bi der Reperbane sy ethliche mall in einem Berge gewesen, vor welchem Berge Eine Dhor si. Und segt, datt eth in demsulvigen Berge gar schon gewesen sy. In düssem Berge, segt se, hebbe se ock mit ehrem Turno (beachte den richtigen lateinischen Fall — konnte die Frau ihn bilden? — D. U.) boleret und si desulvige Ruch und Kold gewesen (das entsprach der Lehrmeinung, daß der Teufel so wirkte — D. U.). Segt ock, datt se der Turnus in düßem Berge gewaltig geschlagen, uth orsaken, datt se Karsten Andresen fruwen vorgeven scholde, welches se nicht wollen.“ Welchen Streit sie mit der genannten Frau gehabt hatte, können wir uns nicht erschließen; höchsterstaunlich ist, daß ausgerechnet der Teufel das gute Gewissen der Anna Kockes gewesen sein soll. Welcher Teufel hat mit Vergebung etwas zu tun? Auf wen ist diese Wendung zurückzuführen? Erinnern wir uns an unser Nichtwissen: „Unser Wissen über Hexen beruht bestenfalls auf Vermutungen. Ihre Fallgeschichten behielten ihre gesellschaftlich mächtigeren Verfolger für sich ...“ Der Prozeßgang, die rabiate Anwendung der Folter — in 9 von 13 Fällen wurde gefoltert —, die uns übrigens in keiner Anwendung detailliert beschrieben wird, nährt die Zweifel

an der Wahrheit der erpreßten Geständnisse. „Um die Ermittlung des objektiven Tatbestandes kümmerte das Gericht sich nicht im Entferitesten, also auch nicht um die Frage, ob die vorausgesetzte Zufügung eines Schadens in Wirklichkeit geschehen sei oder der etwa vorliegende Unglücksfall zum Verhalten der Angeklagten in einem Kausalzusammenhang gestanden haben“ (Wolff, S. 19). Fahren wir mit dem Beispiel der Kistina Netelers fort. Was wurde ihr neben der Teufelsbuhlschaft von dem Stadtvoigt, den beiden Kämmerern und den vier „Borgertuegen“, die während des peinlichen Verhörs das Gericht repräsentierten, weiterhin „abgefragt“? Gegen ihren Mann wollte sie unter Zuhilfenahme von Zaubermittern einen Liebeszauber angestrengt haben. Ihr Mann sollte von seiner Geliebten ablassen. Zwei Männern nahm sie auf dem Wege eines klassischen Milchzaubers die Milch fort („se konnte ein Exse — Axt — in ein Block houwen und daruth melken“). Vor ungefähr zehn Jahren wollte sie von einer Frau aus Weseby das „segernen und bothen“, also das Gesundbeten, gelernt haben. Ihren Spruch teilt sie uns mit: „Flue Flaß, Christ Jens, Christ und S. Johans im namen des Vaders, Shons und des h. Geistes.“ Hiermit — man bedenke! — behandelte sie ihr Vieh. Das Pferd eines anderen, dessen Namen nachzulesen steht, hatte sie damit, aus welchen Gründen auch immer, getötet. Nachgeprüft wurde dieses, wie schon erwähnt, nicht. Der bloße Verdacht bzw. die erzwungene Selbstbezeugung war dem Gericht Beweis genug.

Nicht nur Milch konnte Kistina über das magische Fernmelken wundersam besorgen, sie verstand sich zudem auf einen Topfzauber, der weggezauberte Butter zurückholte — angeblich.

Interessant und u. U. in die Richtung eines magischen Kollektivs oder einer solchen Gesellschaft weisend ist die wiederholte Angabe, sie habe dieses oder jenes von einer anderen Frau gelernt: „Solche Kunst hebbe se und Ellin Hardekun in ehren keller 2mall gebruket und se der Ellin davor datt eine mall eine Kanne Melk und Broth und dat ander mall ein Stück Speck und Brot gegeven.“ Die Lehrmeisterin lebte. Sie war kein Phantasieprodukt, was ihre Existenz anging. Sie wurde „wegen vorgedachten Kunst tho Rede gesettet“, d. h. sie wurde inhaftiert und offensichtlich ohne Gewaltanwendung verhört. Letzteres verwundert uns; immerhin lag die „Besagung“ einer der „Toverie“ überführten Frau vor. Das Gericht ließ Milde walten, „van Töeverie keyne Indicia und Anzeige, se ock sonston deßwegen nicht beruchtiget“. Es akzeptierte Ellens Beteuerung: „Beduret ock thom hochsten, datt se von keiner Toverie, ok Segenen und Botten etwas wethe.“ Ihr wurde geglaubt. Das ist im Vergleich zu anderen, denen man soviel Gutgläubigkeit nicht entgegenbrachte, wirklich erstaunlich. Unter unseren 13 Fällen ist dieses kein Einzelvorkommnis. War Ellen tatsächlich, wie angegeben, so unkundig? Hatte Kistina sie in ihrer Folternot „besagt“, weil man ihr den Namen einer Komplizin abverlangt hatte? Kistinas zweite „Besagung“ bezog sich auf eine „Katarina v. Tunderen, schall bi der Norder Porten gewanet hebben“. Diese Frau konnte aber nicht aufgefunden werden. Was ist hieraus zu schlußfolgern? — Am 4. Dezember 1607 wurde

Kistina Netelers „doch einhellenigen votis (Stimmen) beyder Bürgermeister und Raths-Verwandten thom fuer condemnert und verordelt“. Ihr Prozeß hatte ganze 8 Tage gedauert.

Im Hinblick auf den Fall der Kistina Netelers können wir das von Michelet vorgegebene Bild von der „Hexe“ als „Ärztin“ nicht bestätigen. Dem Gesundbeten sind wir zwar begegnet, es wurde jedoch an Tieren praktiziert.

Welches Bild ergeben die übrigen Fälle? Welcher Fall ähnelt dem vorgezeichneten? Wie Kistina Netelers wird uns Anna Kockes als Teufelsbuhlerin geschildert, d. h. genau genommen, Anna Kockes bekannte desgleichen unter der Folter. Die entsprechende Passage zitierten wir bereits. Mit dem Teufel im Bunde gestanden zu haben, ist jedoch nur eine, wenn auch die zentrale Beschuldigung von insgesamt 20 an der Zahl. Anna Kockes' Fall ist der längste und mit Abstand der schrecklichste. Man kann den Eindruck gewinnen, daß ein Menschenleben bei Anna nicht viel gezählt haben muß. Gehen wir die Selbstbezeichnungen durch. Den „Segen“ wandte sie zweimal an. Sie verdiente sich damit ihr Geld und nutzte damit anderen.

In diese Kategorie des Nutzzaubers fallen auch aus der Sicht der Betroffenen, Ratsuchenden oder Auftraggeberinnen 3 Abtreibungen. Die Beschäftigungen mit den Rezepturen der „Trünke“, die deshalb verabreicht worden waren, ergibt neben toxikologisch weniger Einschlägigem wirklich Gefährliches und Giftiges, z. B. das Gift aus „Spanische Fliegen“ genannten Käferart. — Zaubertrünke waren Annas Spezialität. Sie setzte sie in fünf weiteren Fällen auf. Zwei endeten angeblich tödlich, ein Trunk rief eine Krankheit hervor, bei den restlichen ist der Ausgang verschwiegen. Unter der Folter bekannte sich die Kockes — wie zuvor alles unter Gewaltanwendung preisgegeben worden war — zu vier zusätzlichen Zaubereien mit tödlichen Folgen für Menschen. Ein Krankheitszauber, der den Wahnsinn einer Frau verursacht haben soll, nimmt sich dagegen eher harmlos aus. Die vier noch nicht vorgestellten Zaubereien, um die Zahl zwanzig voll zu machen, ist in einem Fall nicht zu durchschauen, betrifft in zwei Anwendungen einen sensationellen Fischzauber („datt de de Fische uth der Forde getövert“) und hat im letzten Vergehen (so nach unserer Reihung) den Hexentanz als Ausdruck des Hexenkollektivs oder einer Hexen“gesellschaft“ zum Inhalt. Nach der traditionellen, aus katholischen Zeiten herrührenden Lehrmeinung bildeten Hexen Sekten bzw. Zirkel. Daraus folgte: Wo eine Hexe ist, da müssen mehrere sein. Die Beschuldigungen, die die Frauen gegeneinander erhoben (erheben mußten?), entsprechen dieser Vorstellung. „Up Meydag Nacht (30. 4./1. 5. — D. U. — Walpurgisnacht), segt ferner Anna Kockes, hebben se und ehre gesellschaft umb den Norder Sodt im Ramsharde gedantzet und hebben se sick mitt Wather besprenget und sind also tho Katten geworden und hebbe Turnus in gestalt einer Bullen vorhergedantzet. Segt ock, datt ehrer woll teyn gewesen. Se kenne averst kyene mer also Margaretha Supmans.“ Dieser Frau wurde daraufhin der Prozeß gemacht. Sie verstarb noch in der „Fronerie“ (bis 1609 am Nordermarkt gelegen), wie wir annehmen

müssen, an den Folgen der Folter. Dem damaligen Rechtsdenken gemäß wurde das Urteil über den Leichnam gesprochen, der dann dem Feuer überantwortet wurde. Anna Kocke' Urteil sah dieses grausame Ende auch für sie vor; ob sie und die anderen bei lebendigem Leibe verbrannt oder gnädigerweise kurz vorher noch erdrosselt worden sind, wissen wir nicht.

Wie sollen wir Anna Kockes' Selbstbeschuldigungen bewerten? War Sie wirklich ein derart bösartiges Weib, wie sie gezwungen worden war, sich darzustellen? Warum war sie gerade die Böseste? Margaretha Supmans z. B. hatte „lediglich“ fünf „Schandtaten“ „auf dem Kerbholz“. Dieses sollen allesamt Abtreibungen gewesen sein. Nicht mitgerechnet ist ein am Getreide vorgenommener Fruchtbarkeitszauber. Ein Trunk machte eine Frau so elendig, daß sie sich nicht mehr erholen konnte. Sie starb daran. Das Gericht weitete Margaretha's Verbrechen nicht in Richtung Hexentanz und Teufelsbuhlschaft aus, obwohl sie doch in der Walpurgisnacht dabei gewesen sein sollte. Was ging in den Köpfen der Richter vor? Was — müssen wir immer wieder bohrend fragen — war in der Realität vorgefallen? Wie schätzen wir auf diesem Hintergrund die Abtreibungen ein? Vergegenwärtigen wir uns den uns in anderen Fällen bedenklich stimmenden Sachverhalt der Folter. Auch die Supmans hatte sie erleiden müssen. Waren die Abtreibungen ihre „Ausreden“, waren sie ihre wirkliche Erfahrung? Dürfen wir ihren Aussagen trauen, weil „Abtreibungen“ uns wirklicher, weniger phantastisch als die bösen Schadenzauber und die Buhlschaften der Anna Kockes anmuten? Fragen über Fragen ...

2.2 „Hexen“ als „Ärzte“

Besehen wir uns die Erscheinungsbilder der übrigen, bisher nicht erwähnten 9 Personen. Die Supmans könnte bei dem jetzigen Wissensstände über die Beschuldigten am ehesten dem Michelet'schen Typus nahekommen, wobei hinzugefügt werden muß, daß sich dann noch über die Verwendung des Begriffs „Hexe“ bei Michelet streiten ließe. Das eigentlich begriffsbestimmende Hexerische ist der Umgang mit dem Teufel. Die Supmans hatte ihn nicht. Bei ihren „Komplizinnen“, Sinde Lasses, Hellen, der Frau Hans Lorentzens sowie bei Kistina Brixes, treffen wir überraschenderweise keine Wiederholung der Supmans'schen Vergehen (Abtreibungen) an. Sinde Lasses wurde inhaftiert und wohl gütlich zur Rede gestellt. War diese Form der Befragung die Voraussetzung für ihre Weigerung, sich auf die vorgegebenen Beschuldigungen einzulassen? Sie bestritt jedenfalls, an der Zubereitung der „Trünke“ beteiligt gewesen zu sein. Wiederum kam das Untersuchungsgremium zu dem Schluß, daß ihr hierin zu folgen war („dewill nhun ehr nichts heft mögen averwiesen worden, ok keyne fernere Anzeige vorhanden“). Unter bestimmten Bedingungen (Kautions- und Bürgschaft) wurde sie freigelassen! Das gleiche milde Urteil wurde über Hellen, die Frau von Hans Lorentzen, gesprochen. Im Unterschied zu Sinde war sie jedoch vorher mit der Folter bedroht worden.

Die dritte „Komplizin“ der Supmans‘, Kistina Brixes, wurde sogleich gefoltert. Wie es heißt, war sie wegen „Toverie“ nicht geständig, bekannte sich aber zu „Segenen und Botthen“. Letzteres betrieb sie zu ihrem Broterwerb. Ihre Sprüche sind uns überliefert. Sie kennzeichnet eine seltsame Volksfrömmigkeit. Daß sie heilen und nicht schaden wollte, dafür liegen Hinweise vor; Anzeichen von Schadenzauber sind nicht auszumachen. Das Gericht begnügte sich mit Kistinas Sicht; man kann es als späterer Beobachter nicht fassen, woher auf einmal dieses Unterscheidungsvermögen der Verhörenden stammt. Das „Segenen und Botthen“ wurde bestraft, weil es „falsche Segen“ waren, weil damit der Name des Herrn mißbraucht wurde. Der Akzent liegt dabei auf dem blasphemischen Umgang, nicht auf der Bestreitung der Wirksamkeit magischer Praktiken. Wie real halten wir das Bekenntnis einer Frau zu dem „Segnen“? Ist diese Sphäre des Volksglaubens realer als die des theologischen Hexenglaubens? Nehmen wir der Frau die Aussage als ihre eigene, zudem noch auf eigenen Erfahrungen oder Hantierungen beruhende, ab?

Auf die magische Weitsicht werden wir noch zurückkommen müssen. Wenden wir uns vorerst der 8. Person, der Marina Lases zu. 1608 war sie denunziert worden. Wegen „vorgedachter Kunst“ hatte sie der Magister Gerhardus Ouwen, Pastor zu St. Johannis, der Obrigkeit angeschwärzt. Klagen — im prozeßrechtlichen Sinne — tat er nicht gegen sie. Wie in allen vorhergenannten und zu nennenden Fällen schritt die Obrigkeit von Amts wegen ein. Der Magister ist als Denunziant ohne Beispiel. Marina Lases verhielt sich — trotz der Folter — wie Kistina Brixes. Sie unterschied zwischen „Töeverie“, von der sie sich distanzierte, und gab zu, „datt (sie) segenen und bothen könne“. Die Töverie muß für sie (und andere) der Inbegriff alles Bösen, Verwerflichen und Gefährlichen gewesen sein. Einzelheiten werden uns nicht mitgeteilt, um dieses furchterregende Wort zu konkretisieren. Daß man damit Hexerisches meinen konnte, haben wir in den Beispielen Kistina Netelers und Anna Kockes beobachten können. Vor Gericht wurde Marina darüber belehrt, daß auch das „Segenen und Bothen“ anstößig war, „nicht gewethen, datt solcheß Sunde und Boßheyt where“. Diese Bemerkung dürfte uns wohl bedeuten, daß das „Segenen und Böten“ praktiziert worden ist. Kistina Brixes und Marina Lases waren volksmedizinisch beschlagen. Hexen (Töverner) wollten sie nicht sein. Das Gericht machte sie nicht dazu. Ihre Strafen hatten sie am Pranger zu gewärtigen, wo sie „gestrichen“, d. h. ausgepeitscht, wurden. Anschließend hatten sie die Stadt zu verlassen. Aus der gewohnten Umgebung gerissen zu werden war kein leichtes Schicksal. Wie bestritten diese Frauen ihren Lebensunterhalt außerhalb der Heimat? Wer nahm sie auf? Wie verkehrten ihre Angehörigen mit ihnen? Wie reagierte die neue Umwelt auf diese Gebrandmarkten?

Ein Frauenschicksal bedarf der besonderen, der hervorgehobenen Bemerkung. Gemeint ist Anna Jensens, die ein „böses Maul“ gehabt haben mußte. Sie widerstand der Folter. Sie bekannte nichts. Daraufhin wurden ihre Nachbarn (das ist einzigartig!) über sie vernommen. Böse Taten konnten sie nicht angeben, von einem Gerücht wußten sie.

Das und eine unglückliche Verkettung von Ereignissen, die Anna Jensens nicht verursacht haben konnte, deren Rückbeziehung auf ihre Person sie aber mit ihrem losen Mundwerk provoziert hatte, brachten Anna auf den Scheiterhaufen. Zusammen mit der Anna Kockes wurde sie verbrannt. An Anna Jensens müssen wir denken, wenn wir das Schicksal anderer Frauen als milde bezeichnen. Nicht daß wir es ihnen nicht gönnen wollten, ganz im Gegenteil, aber wie verhält sich Anna Jensens' hartes Los dazu?

1564 wurden Boie Goltsmith — etwa 38 oder 39 Jahre alt, diese Angaben sind nicht die Regel — und Anna Suwefackhuses der „Thoverie“ beschuldigt, festgenommen und verhört. Der Mann wurde dabei gefoltert, die Frau gütlich befragt. Anna Peers, die in der Wohnung der Suwefackhuses ergriffen worden war, was verdächtig war, wurde über ihre Komplizenschaft vernommen. Anna bestritt dies erfolgreich. Sie überzeugte weiterhin das Gericht von ihrer Schuldlosigkeit in einer Abtreibungssache. Einer Magd habe sie lediglich Ingwer, Zucker und Muskatnuß gekauft; von einer Schwangerschaft sei ihr nichts bekannt gewesen. Unter der Auflage sich der Stadt künftig fernzuhalten, wurde sie freigelassen. Eine weitere Verdächtige war Katrina, die Frau von Boie. Als die Befragung über ihren Mann nichts ergab, das sie als Mitwisserin enthüllt hätte, wurde sie auf freien Fuß gesetzt, und zwar ohne eine Verpflichtung oder Auflage. So einfach war das manchmal. Was hatte Boie Goltsmith, was hatte Anna Suwefackhuses verbrochen, daß andere sich wegen ihres Umgangs mit ihnen rechtfertigen mußten?

Boie Goltsmith erscheint uns als ein ganz besonderer Mann; er ist übrigens der einzige Mann unserer Fälle. Seine Besonderheit liegt in seinen übernatürlichen Fähigkeiten (Hellsehen, Spiegelprophezeihungen, Wahrsagen, Bannbrechen, Gesundbeten); ob dieses alles „bloß“ vorgegeben, vorgetäuscht war oder ob er fest in dem Glauben lebte, dieses alles zu vermögen, was seine Umwelt oder zumindest Kundschaft zeitweise glauben mußte bzw. wollte, ist eine Frage, die Menschenmögliches übersteigt. Seine Frau, die danach befragt wurde, wollte nichts Ungewöhnliches festgestellt haben. War das die Wahrheit? War das Entlastung? In beiden Fällen — einmal dafür und einmal dagegen — nahm das Gericht die Aussagen der Frau und des Mannes für bare Münze. Angemerkt werden muß, daß Boies Aussage von der Folter begleitet wurde. Als Hexenmeister, der wie Kistina Netelers und Anna Kockes mit dem Teufel im Bunde gestanden hätte, bezichtigte er sich trotz der Folter nicht.

Hinsichtlich der magischen Praktiken sei daran erinnert, daß vergangene Zeiten eigene, von den unsrigen abweichende Lebensumstände, Sicht-, Denk- und Verhaltensweisen gehabt haben; magische Vorstellungen spielen eine wichtige Rolle, ob sie wirkten, ist zwar eine interessante, aber irgendwie auch müßige Frage ... Robert Muchembled, ein französischer Historiker, hat für mich überzeugend die magische Welt beschrieben: „Darüber hinaus zwang der Mensch jener Epoche durch Praktiken, die man gemeinhin als Hexenkunst (als volkstümliche im Unterschied zur gelehrteten oder theologischen Hexenkunst — D. U.) bezeichnete, den äußeren Gewalten seinen Willen auf und stimmte sie, soweit er sie beherrschen konnte, wohlgesonnen. Er sah Bezüge zwischen

Erscheinungen, zwischen denen für uns keinerlei Verbindung besteht. Während er realiter von der Natur und dem Tod beherrscht wurde, beherrschte er in seinem Denken die äußere Welt und damit seine Angst. Er überlebte, indem er die Zeichen, die ihm die Natur gab, magisch interpretierte“ (Muhembled, S. 80).

Anna Suwefackhuses verstand sich auf das Gesundbeten oder auf das Heilverfahren durch sympathetische Mittel, dem die Idee von der Magie des Körpers und dessen Entsprechung mit der Welt zugrundeliegt. Was das heißt, veranschauliche ich wiederum mit fremden Worten: „Im 15. und 16. Jahrhundert (und 17., wie wir sehen oder meinen — D. U.) betrachteten die Menschen ihren Körper nicht als einen unabhängigen, mit vitalen Funktionen ausgestatteten Organismus, sondern als Teil der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Alles hängt mit allem zusammen und steht in dauernder Wechselwirkung miteinander. Deshalb kann eine menschliche Handlung ein Gewitter hervorrufen (in unseren Fällen allerdings nicht — D. U.), kann ein Vorgang sich zugleich in der Außenwelt und im menschlichen Körper abspielen“ (Muhembled, S. 73). Und: „Der Volksglaube stellte das Leben der ganzen Natur in fortwährende Übereinstimmung mit den Menschen! Thier und Pflanze, selbst die unorganische Natur, in steter Wechselwirkung mit dem Menschen, brachten ihm, gefragt und ungefragt, Kunde von seiner Zukunft, Glück oder Unglück verkündend“ (Schindler, S. 263f.). Anna Suwefackhuses, die schon einmal der Stadt verwiesen worden war — weswegen ist unbekannt —, die aber durch Geschenke an die Obrigkeit diese für sich hatte einnehmen können, so daß sie zurückkehren durfte, wurde am Pranger ausgepeitscht. Außerdem wurde ihr ein Ohr abgeschnitten. Dieses wurde zur Abschreckung an den Schandpfahl angenagelt. — Die Zeiten waren nicht zimperlich. — Dann hatte sie die Stadt zu meiden, lediglich auf vier Meilen konnte sie sich ihr ungestraft nähern. Überschritt sie diese imaginäre Grenze, dann würde sie als „Thoverer“ die Feuerstrafe erleiden. Ein hartes Urteil, zweifelsohne. Boie Goltsmith hatte es zu teilen. Weshalb? Weil beide mit ihren Sprüchen „Gades Namen oburruter ehrer Bekenntnisse na mißbruket“. Wie streng die Obrigkeit über ihre Untertanen wachte, in Angelegenheiten hinein bestimmte, die wir als ganz privat und persönlich ansehen, zeigt folgendes Beispiel: Anna Suwefackhuses wurde auch wegen schlechter Moral bestraft. Sie hatte einem Paar ihre Wohnung für ein Zusammensein zur Verfügung gestellt.

3. Fazit

Nachdem wir alle Beschuldigten nach „Verbrechenstypen“ abgehandelt haben, blicken wir auf unsere Ausgangsfrage zurück: War die „Hexe“ „Ärztin“? Unsere Flensburger Fälle bieten wegen ihrer Aussagen übers „Segenen und Böten“ und über die Abtreibungen (versucht oder wirksam sei dahin gestellt) eine geeignete Ausgangsbasis zur Überprüfung der genannten Gleichung. Daß der Begriff „Hexe“ seine Eigenheiten hat, wurde am Beispiel Kistina Netelers und der Anna Kockes veranschaulicht. Sie die eigentlichen „Hexen“ scheinen keine „Ärztinnen“ gewesen zu sein. Die übrigen

Beschuldigten waren „Zauberinnen“ bzw. „Zauberer“; sie waren heilkundig oder hielten sich dafür. Weil sie mit ihren Heilpraktiken gegen herrschende Normen verstießen, gerieten sie in die Mühlen der Strafjustiz. In der Art und Weise, wie unsere Flensburger Quellen differenzieren, verschiedene Typen zeichnen, sind sie etwas Besonderes. Verdeutlichen wir dieses an den Urteilen: Von 13 Leuten wurden 4 verbrannt, 4 wurden freigesprochen (teils mit Auflagen, teils ohne), 5 Prangerstrafen mit verschiedenen Zusätzen wurden verhängt. Gar nichts Besonderes sind sie, wenn wir sie unter dem Gesichtspunkt der interpersonalen Beziehungen als Vorfeld der Beschuldigungen und des Hexereiverdachts erörtern wollten. Nur in einem Fall (Anna Kockes) werden Motive für Zaubereianschläge (Rache etc.) aufgezeigt, die aus dem Leben gegriffen zu sein scheinen. Wie diffizil es ist, den wirklichen Erfahrungsbereich der Beschuldigten herauszukristallisieren, wurde thematisiert. Das Grundübel unserer Quellen können wir nicht überwinden: Die Beschuldigten sprechen nicht direkt zu uns. Eine gewisse Spurensicherung wurde angestrebt, eine letztendliche Sicherheit gibt es nicht. Nicht von ungefähr stellt sich ja auch die Frage, ob wir als moderne Menschen vergangene Zeiten — mentalitätsmäßig uns ferne Zeiten — begreifen können.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

Stadtarchiv Flensburg, Rodeboeck.

S. Bovenschen: Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos. Die Hexe: Subjekt der Naturaneignung und Objekt der Naturbeherrschung, Aus der Zeit der Verzweiflung. Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes, Frankfurt/M. 1977 (edition suhrkamp 840), S. 259-312.

H. Biedermann: Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert, 2. und wesentlich vermehrte Auflage, Graz 1973.

K. Benesch: Magie. Von Hexen, Alchimisten und Wundtätern, Gütersloh 1979.

Ph. Chesler: Frauen — das verrückte Geschlecht? Reinbek 1977 (rororo 7063).

A. Droß: Die erste Walpurgisnacht. Hexenverfolgung in Deutschland, 1. Auflage, Frankfurt am Main 1978.

H.P. Duerr: Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, Frankfurt am Main 1978.

A. Ehrenreich und D. English: Hexen. Hebammen und Krankenschwestern, 7. Auflage, München 1980.

D. Erich und R. Beitl: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 3. Auflage, Stuttgart 1974.

Flensburg. Geschichte ein Grenzstadt. Hrsg. von der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Flensburg 1966 (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte 17).

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. von E. Hoffmann-Krayer und H. Bächthold-Stäubli, 10 Bde., Berlin und Leipzig 1927-1942.

H.A. Hansen: Der Hexengarten, 1. Auflage, München 1980.

K.-S. Kramer: Schaden- und Gegenzauber im Alltagsleben des 16.-18. Jahrhunderts nach archivalischen Quellen aus Holstein, Hexenprozesse. Deutsche und skandinavische Beiträge, Neumünster 1983 (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 12), S. 222-239.

- J. Kruse: Hexen unter uns. Magie und Zauberlügen in unserer Zeit, Leer 1981 (Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1951).
- H. Lehmann: Hexenverfolgungen und Hexenprozesse im alten Reich zwischen Reformation und Aufklärung, Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 7, 1978, Seite 13-70.
- J. Michelet, Die Hexe, München 1974 (Erstausgabe 1863).
- Mittelniederdeutsches Handwörterbuch von A. Lübben und von Ch. Walther, Darmstadt 1965 (Nachdruck der Ausgabe Norden und Leipzig 1888).
- R. Muchembled: Kultur des Volks — Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung, Stuttgart 1982.
- H. Schäfer: Der kriminelle Aberglaube in der Gegenwart, Gladbeck 1963.
- H B. Schindler: Aberglaube des Mittelalters, Wiesbaden 1969 (Nachdruck der Ausgabe 1858).
- W. Schmidbauer und J. vom Scheidt: Handbuch der Rauschdrogen, 15., überarbeitete Auflage, München 1975.
- H. Fr. Schütt: Flensburger Stadtrecht. Eine Untersuchung zum Flensburger Stadtrecht vom 13. Jahrhundert bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, Flensburg 1958.
- J. Sprenger und H. Institoris: Der Hexenhammer. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt, Darmstadt 1980 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1906).
- Th. S. Szasz: Die Fabrikation des Wahnsinns. Gegen Macht und Allmacht der Psychiatrie, Frankfurt am Main 1976 (Fischer Bücher des Wissens Nr. 6321).
- D. Unverhau: Von Toverschen und Kunsthfruwen in Schleswig 1548-1557. Quellen und Interpretationen zur Geschichte des Zauber- und Hexenwesens, Schleswig 1980.
- Dies.: Akkusationsprozeß — Inquisitionsprozeß. Indikatoren für die Intensität der Hexenverfolgung in Schleswig-Holstein, Hexenprozesse (wie unter K.-S. Kramer), S. 59-142.
- A. Wolff: Flensburger Hexenprozesse, Aus Flensburgs Vorzeit, Beiträge zur Geschichte der Stadt Flensburg, Flensburg 1887, S. 17-37.
- Ders.: Beschwörungsformeln im Jahre 1608 bestrafter s. g. Wickerinnen, Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 3, 1873, S. 415-418.
- S. Zurmühl: Ohne Feuertod und Himmelspodeste. Überlegungen aus Anlaß einer Hexenausstellung, Courage 6, Juni 1979, S. 31-34.

Der Merkantilismus — unter besonderer Berücksichtigung Flensburgs im 18. Jahrhundert*

1. Einleitung

In der historischen Analyse hat man mit verschiedenen Begriffen zur Charakterisierung der einzelnen Epochen gearbeitet. So haben die Wirtschaftshistoriker Bezeichnungen wie Feudalismus, Liberalismus, Kapitalismus usw. verwendet. Diesen Charakterisierungen ist jedoch gemeinsam, daß sie wohl kaum in dem betreffenden Zeitraum verwendet wurden und daß sie keine eindeutigen und unveränderlichen Größen sind. Das gilt auch für den Begriff Merkantilismus, mit dem wir uns im folgenden beschäftigen wollen.

Der schottische Nationalökonom Adam Smith war es, der in seiner berühmten Abhandlung von 1776 über den Wohlstand der Nationen („An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“) den Begriff Merkantilismus einführte. Und seitdem verwendet man ihn ganz allgemein, um die wirtschaftliche Theorie und Praxis zu charakterisieren, die im Europa des 16., aber vor allem des 17. und 18. Jahrhunderts vorherrschend war. Diese ist durch eine ausgeprägte staatliche Lenkung gekennzeichnet, die das Ziel hatte, die Wirtschaftskraft der Nation zu stärken, um dadurch zugleich die internationale Macht der Nation zu stärken. Eins der wichtigsten Instrumente hierbei war, wie der Name sagt, der Handel. Der Merkantilismus war also das wirtschaftliche Gegenstück zum politischen Absolutismus.

Im folgenden will ich zunächst kurz die Vorgeschichte der merkantilistischen Epoche behandeln. Danach möchte ich näher darauf eingehen, was Merkantilismus eigentlich ist. Und schließlich will ich eine merkantilistische Periode in Dänemark-Norwegen und Flensburg beschreiben, nämlich den Spätmerkantilismus im 18. Jahrhundert.

2. Ältere Wirtschaftsgeschichte

Die statische Feudalgesellschaft des Mittelalters ging ihrer Auflösung entgegen durch die Verbindungen, die in der Renaissance mit anderen Erdteilen geknüpft wurden. Das waren teils der verstärkte Handelsverkehr der Mittelmeerlande mit der Levante, teils die neu entstandenen Verbindungen Nordwesteuropas mit dem Fernen Osten, Afrika und Amerika. Zu den wichtigsten Bedingungen hierfür gehörte die Entdeckung Amerikas und die Entdeckung des Seeweges nach Indien in den Jahren um 1500. In allen Fällen gab der Handel den Anreiz zur Expansion, und die Klasse der Kaufleute und Kapitalisten

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 28. Mai 1984 im Rahmen des 700-jährigen Jubiläums der Stadt Flensburg gehalten wurde.

erlebte einen kräftigen sozialen Aufstieg.

Auch im innereuropäischen Warenaustausch besaß Nordwesteuropa eine Schlüsselstellung. Denn hier waren Handel und Seefahrt zwischen der Nordsee und dem Baltikum von zentraler Bedeutung. In diesem Handel war die norddeutsche Hanse im Mittelalter führend, u. a. mit Kontoren im Osten, wie z. B. im fernen Nowgorod, und im Westen in London und Brügge. Auch in den nordischen Ländern hatten die Hanseaten einen bedeutenden Einfluß durch die Handelskontore in Bergen in Norwegen, in Visby auf Gotland und in den zu Dänemark gehörenden Märkten auf Schonen.

Bereits im Spätmittelalter ging indessen die Bedeutung der Hanse zugunsten der Engländer und der Niederländer zurück. Die Schiffe dieser beiden Nationen segelten oft direkt zu den Kornkammern der Ostsee, ohne sich sonderlich um Dänemark zu kümmern — jedoch wurden sie an den dänischen König erinnert, wenn sie bei der Passage von Helsingør nach 1427 anlegen und den Øresundzoll entrichten mußten.

Nach der Befreiung von der hanseatischen Umklammerung bildete sich im Laufe des 15. und besonders des 16. Jahrhunderts ein dänischer Kaufmannsstand heraus. Diese Entwicklung wurde durch eine Reihe von königlichen Verordnungen kräftig unterstützt. Unter diesen waren die wichtigsten die Verordnung Eriks VII. von Pommern für die Handelsstädte aus dem Jahre 1422 und die Handelsverordnung Christians I. aus dem Jahre 1475, die beide zum Ziel hatten, jeglichen Handel durch die Handelsstädte zu leiten. Hierdurch entstand ein nationaldänischer Handels- und Reederstand, und obgleich dieser im internationalen Vergleich ziemlich kapital schwach war, war dadurch doch der Grund für die weitere mercantilistische Politik gelegt, die im 17. und 18. Jahrhundert zur vollen Entfaltung kam.

3. Merkantilismus

Der Begriff Merkantilismus ist, wie gesagt, keineswegs eindeutig. Trotzdem hatte sich im Laufe des 17. Jahrhunderts eine einigermaßen klare gedankliche Vorstellung davon herausgebildet, die in Europa allgemein akzeptiert war. Es muß jedoch betont werden, daß man nicht von einer eigentlichen Wirtschaftstheorie sprechen kann. Aber durch die Analyse der theoretischen Schriften, die damals veröffentlicht wurden, und durch die Untersuchung dessen, was sich damals rein praktisch ereignete, können wir heute doch gewisse für den Merkantilismus konstitutive Züge feststellen.

Zu den wichtigsten gehören: Anerkennung der nationalen Ziele in Form von Macht und Reichtum („power and plenty“), Anerkennung der dirigistisch regulierenden Rolle des Staates, Interesse an einer zahlreichen Bevölkerung, Interesse am Besitz von Edelmetallen und eine günstige Handelsbalance, sowie schließlich Interesse am Erwerb von Kolonien.

Mit der rasch zunehmenden Einfuhr von Edelmetallen aus der Neuen Welt nach etwa 1550 nahm das Interesse der Staaten, Anteil an diesen Werten zu bekommen, zu.

Früher hatte man den Besitz von Edelmetallen als reinen Selbstzweck betrachtet; Vertreter dieser Auffassung sind die sogenannten Bullionisten. Aber die eigentlichen Merkantilisten im 17. und 18. Jahrhundert betrachteten Gold und Silber als Tauschmittel zur Erleichterung und Verbesserung des Warentauschs zwischen den Ländern und einzelnen Bürgern. Das Geld sollte also nicht zurückgelegt und aufgespart werden, sondern sich vielmehr ständig im Umlauf befinden. Hierdurch schuf man eine bessere Möglichkeit, die so begehrte günstige Handelsbalance gegenüber dem Ausland zu erreichen.

Das erklärte Ziel war es, ein größtmögliches Lebensglück für eine größtmögliche Zahl von Einwohnern zu schaffen. Das Mittel hierzu war in erster Linie der Handel. Das Instrument, mit dem Erfolg oder Mißerfolg gemessen wurde, war die Handelsbalance. Ein umfassender Export von Waren und Dienstleistungen bedeutete einen entsprechenden Zahlungszufluss in Form von Edelmetallen; und umgekehrt beinhaltete ein großer Import, daß Gold und Silber aus dem Lande herausströmten. Der in erster Linie angestrebte Handel war daher der Export von landeseigenen Produkten, in zweiter Linie kam dann der Export von Waren, die im Inland auf der Basis von importierten Rohstoffen hergestellt waren, oder von Halbfertigfabrikaten. Der merkantilistische Staat bediente sich dazu importhemmender und exportfördernder Maßnahmen. Hierzu gehörten Schutzzölle, Darlehen oder Zuschüsse an Kaufleute und Fabrikanten, Erteilung von nationalen Privilegien oder Monopolen und dergleichen. Zur Unterstützung der inländischen Produktion errichtete man staatlich geförderte Manufakturen, eine Art Vorläufer moderner Industrieunternehmen, die Kapital, einen Produktionsapparat und Spezialwissen erforderten? Ein weiteres Instrument in der staatlichen Wirtschaftswachstumspolitik waren die autorisierten Handelskompanien, deren Organisationsform an unsere heutigen Aktiengesellschaften erinnert und die besonders in Verbindung mit Kolonialerwerb und dem Handel mit fernen Besitzungen auftraten. Der Nutzen des Kolonialhandels war seinerzeit umstritten, denn er verlangte einen großen Kapitaleinsatz und führte außerdem einen Export mit sich, der fast ausschließlich aus Edelmetallen bestand, die beispielsweise in Asien der einzige gängige Exportartikel waren. Dafür konnte man aber nach Europa überseelische Fertigwaren, Halbfertigwaren und Rohstoffe einführen, wie etwa chinesischen Tee, weiße indische Baumwollkleider und westindische Farbhölzer. Für diese Waren bestand überall in Europa große Nachfrage, und sie konnten daher wieder ausgeführt werden, eventuell nach vorheriger Verarbeitung im Durchgangsland. Eine Möglichkeit, den Edelmetallexport soweit wie möglich einzuschränken, bestand darin, selbst Kolonien oder richtiger gesagt: Handelsstationen in Asien, Afrika und Amerika zu erwerben.

Der Merkantilismus hatte in den verschiedenen Ländern ein etwas unterschiedliches Gepräge. In England publizierte Thomas Mun im Jahre 1669 die für dieses Land grundlegende wirtschaftliche Abhandlung unter dem typischen Titel „England's Treasure by Foreign Trade“. Hier fand das merkantile System, das von der Krone kräftig

unterstützt wurde, natürlichen Eingang in das herrschende mittelalterliche Zunftsystem. In den Niederlanden gab es dagegen keinen staatlich gestützten Merkantilismus, nur soweit es die großen überseeischen Handelskompanien betrifft; sonst waren die Kaufleute der einzelnen Städte und Provinzen die Initiatoren und Finanziers. In Frankreich lagen die Verhältnisse insofern anders, als die geschichtlichen Voraussetzungen einer zentralen Lenkung entgegenstanden; hier mußten die merkantilistischen Ideen, formuliert von Jean Baptiste Colbert, schließlich von dem absolutistisch regierenden Monarchen zwangsweise durchgesetzt werden. Im übrigen kamen die physiokratischen Ideen, die Nahrungsreiheit vertraten und die die Erde selbst als die eigentliche Quelle des Wohlstandes ansahen, in Frankreich etwa um das Jahr 1740 zum Durchbruch; hier bei uns fand der Physiokratismus indessen erst in den Jahren von 1780—1790 Gehör. Schließlich hatten vielerlei wirtschaftliche Überlegungen in den deutschen Staaten seit Mitte des 16. Jahrhunderts besonderes Gewicht auf die mehr praktisch betonte Verwaltungsperspektive gelegt. Diese Variante wird oft Kameralismus genannt, das ist überwiegend eine Erfahrungslehre, in der der Statistik und Erklärung, der Praxis und der Technologie verhältnismäßig großer Wert beigemessen wird — in der aber zugleich theoretische Überlegungen für unumgänglich angesehen werden, sofern man das Gemeinschaftsvermögen erhalten und vermehren will, um die Möglichkeiten des Staates im Dienste der allgemeinen Wohlfahrt zu stärken.

4. Die dänisch-norwegische Doppelmonarchie

Die dänisch-norwegische Doppelmonarchie war, wie bereits angedeutet, in wirtschaftlicher Hinsicht verhältnismäßig schwach entwickelt, denn sie lag an der Peripherie der europäischen Gemeinschaft. Es fehlte an Kapital und Spezialwissen, sodaß die merkantilistische Epoche anfangs auf vielfältige Weise durch Experten die ins Land gerufen wurden, und teilweise auch durch fremdes Kapital geprägt war; aber auf diese Weise wurde die Monarchie allmählich mehr und mehr in die europäische Wirtschaft integriert.

Eines des wirksamsten Mittel hierzu waren die Handels- und Seefahrtsverbindungen mit den dänischen Tropenkolonien, die man in Indien (die Städte Trankebar an der Coromandelküste und Serampore in Bengalien), Afrika (die Forts Christiansborg und Fredensborg an der Goldküste) und Amerika (die Inseln St. Thomas, St. Jan und St. Croix im Karibischen Meer) erworben hatte. Durch Ankauf von Waren aus dem Ausland, die in die Kolonien exportiert wurden, und durch den Verkauf von eingeführten und eventuell weiterverarbeiteten Kolonialprodukten in das Ausland, kam Dänemark-Norwegen in enge Verbindung mit dem übrigen Nordwesteuropa, vor allem mit den Seemächten England und Holland, aber auch mit deutschen Staaten.

Diese handelsökonomischen Charakteristika erhielten ihre wahre Bedeutung für die Doppelmonarchie erst in der spätmerkantilistischen Periode. Diese Epoche wurde unmittelbar nach der Thronbesteigung Christians VI. mit einer Reformwelle eingeleitet,

erreichte ihren Höhepunkt in der darauffolgenden protektionistischen Zollgesetzgebung und fand ihr Ende in dem überwiegend liberalistischen Zollgesetz von 1797 (dem ein entsprechendes für die Herzogtümer im Jahre 1803 folgte).

Die landwirtschaftliche Produktion war natürlich die unbestrittene Basis für die Wohlfahrt der ganzen Nation. Aber um 1730 hatte der Landwirtschaftssektor bereits all die Unterstützung erfahren, zu der die politische Führung imstande zu sein glaubte. Weiteres wirtschaftliches Wachstum hing demnach davon ab, ob weitere Quellen zugunsten von Manufakturen und Handel eingesetzt werden konnten.

Manufakturen waren Produktionsbetriebe, die in mancher Hinsicht an Handwerksbetriebe erinnerten, nur in größerem Maßstab. Man bediente sich jedoch einer verhältnismäßig weitgehenden Arbeitsteilung, und man produzierte für einen anonymen Markt. Die vorherrschende manufaktur-produzierte Ware waren Textilien — ja, im Laufe der Zeit wurden Manufakturprodukte und Textilien sogar Synonyme. Aber auch in anderen Branchen gewannen die Manufakturen in Dänemark-Norwegen an Boden. So in der Metall-, Tabak-, Pulver- und Zuckerherstellung.

Die Staatsmacht war an diesen Manufakturen interessiert, denn sie trugen dazu bei, die Selbstversorgung, eine positive Handelsbalance und Beschäftigung zu sichern. Man wollte daher gerne die Entwicklung einer auf Manufaktur gegründeten Produktion unterstützen und außerdem deren Absatzmöglichkeiten sichern. Mit Hilfe von u. a. Gewährung von Anleihen und durch Schutzgesetze glückte es im Laufe des 18. Jahrhunderts, eine gewisse inländische Manufakturproduktion entstehen zu lassen. Einer der wichtigsten Produktionszweige wurden die Zuckerraffinerien, und in den 1790er Jahren machte der raffinierte Zucker etwa 90 % des gesamten sogenannten Industrieexports Dänemarks aus. Darüberhinaus gab es Raffinierien in vielen der fernen größeren Provinzstädte, wie z. B. Flensburg.

Mit Rücksicht auf den inländischen Handel hatte die Regierung den Handelsstädten ein lokales Monopol zum Aufkauf der Überschußproduktion auf den Bauernhöfen und zur Belieferung der Landbevölkerung mit Waren, die nicht günstig am Ort produziert werden konnten, erteilt.

Der Warentransport selbst erfolgte größtenteils auf dem Seeweg. So bestand beispielsweise im Jahre 1797 die gesamte Handelsflotte der Monarchie aus 2 400 Schiffen; hiervon waren 702 dänisch, 835 norwegisch und 897 stammten aus den Herzogtümern. Der Anteil Kopenhagens betrug 315 Schiffe und der Flensburgs 244. In den Jahren von 1776 bis 1806 verdreifachte sich die Handelsflotte der letztgenannten Stadt sogar, sodaß sie im Jahre 1806 größer war als die aller Provinzstädte des Königreichs zusammen.

Die Schiffe der Provinzstädte waren in der Regel ziemlich klein und vorwiegend in der inländischen Schiffahrt eingesetzt. Aber einzelne größere Provinzstädte wie Randers, Bergen, Flensburg und Altona hatten einen großen Teil ihrer Schiffe auf Auslandsfahrten eingesetzt. Die längsten Reisen gingen ins Mittelmeer oder nach Westindien.

Die Auslandsfahrten und besonders der Überseeeverkehr erlebten eine Blütezeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Damals sicherte man sich unter dem neutralen Dannebrog eine ansehnliche Handels- und Frachtschiffahrt, die während der vielen großen Kriege dieses Zeitabschnitts ungehindert fortgesetzt werden konnte, nachdem die großen Seemächte nach und nach in Kolonial-, Revolutions- und in die Napoleonischen Kriege verwickelt worden waren und ihre Handelsschiffe daher nicht mehr frei auf den Meeren segeln konnten. Die Doppelmonarchie nutzte ihre Neutralität, indem sie teils Frachtfahrten für fremde Mächte übernahm, teils Überseewaren in ihren Häfen anlandete, von wo sie in die übrigen europäischen Märkte weiterexportiert wurden.

Ein Teil des Überseehandels und der Seeschiffahrt wurde von autorisierten Handelskompanien durchgeführt. Aber dahinter verbarg sich die Absicht, ganz im spätmerkantilistischen Geist den Weg für private Initiative zu bereiten, die dann in Aktion treten sollte, wenn die Zeit hierfür reif sein würde. Im Asienhandel hatte so die Asiatische Kompanie ihre Aufgabe als Bahnbrecher im Jahre 1772 erfüllt, als der Indienhandel für alle Untertanen des Königs freigegeben wurde. Und entsprechend wurde der Transatlantikhandel zwischen Dänemark-Norwegen-Schleswig und den drei westindischen Inseln im Jahre 1754 durch die Aufhebung der Westindisch-Guinäischen Kompanie freigegeben; zehn Jahre später galt das dann auch für die Holsteiner. Namentlich im Rahmen des westindischen Zucker-, Rum- und Kaffee-Abenteuers kam Flensburg zu einer führenden Rolle.

5. Flensburg

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte die Stadt Flensburg ebenso wie die übrige Doppelmonarchie ein Konjunkturtief durchlebt. Es hatte ein halbes Jahrhundert gedauert und war u. a. durch niedrige Kornpreise und einen Rückgang des Ochsenhandels gekennzeichnet. Im ganzen gesehen war eine Handelsstadt wie Flensburg auch das gesamte 17. Jahrhundert hindurch in seiner Entfaltung gehindert, dem Jahrhundert mit seinen vielen mercantilistisch regulierenden Eingriffen, die u. a. die Hauptstadt auf Kosten der übrigen Monarchie stark begünstigte. Außerdem trafen die hohen Zollsätze der damaligen Zeit, die Importrestriktionen und Monopole einen Außenhandelsvermittler wie Flensburg besonders hart.

Die Zentralregierung war sehr daran interessiert, einen Überblick über den Gesamtzustand der Nation zu erhalten, und als eine seiner ersten Initiativen forderte das neuerrichtete Kommerzkollegium aus dem ganzen Land Berichte über die Wirtschaftslage in den verschiedenen Landesteilen und Provinzen an. Aus Flensburg kam ein sehr pessimistischer Bericht.

Im Wirtschaftsleben der Stadt dominierten im Jahre 1735 die Kaufleute, über die der Bericht u. a. anführt: „Die Kaufleute handeln mit Flachs, Hanff, Eisen, Holtz, Bretter, Latten, Theer, Korn, Wein, Brandwein und womit sonst ein jeder sein Brodt am

Besten zu suchen vermeinte. Die Meisten brauen dabey selbst Korn-Brandtwein, so nach Coppenhagen und Norvegen verführt werde. Verschiedene Kaufleute brauen auch Bier und verkauffen es an Tonnen und kleiner Maße“. Die übrige Bürgerschaft bestand aus vielen verschiedenen Arten von Handwerkern, gemeinen Branntweinbrennern, Fuhrleuten, Seefahrern, Hökern und Tagelöhnern.

War der Bericht in bezug auf die verschiedenen Erwerbszweige noch in verhältnismäßig ruhigem Ton gehalten, so klang es doch etwas anders im Hinblick auf den Handel, der im Bericht von 1735 als grundlegend für das wirtschaftliche Leben der Stadt bezeichnet wird, der jedoch stark rückläufig sei. Hinzu kam, daß man damals große Guthaben in Städten Ostjütlands, auf Fünen und in Schleswig hatte, die nicht eingetrieben werden konnten. Der Handel mit den nordischen Ländern war verboten, und besonders die früher so enge Verbindung mit Norwegen war eingeschränkt, da die Norweger den Kornimport nicht mehr mit barem Geld bezahlen konnten und die Flensburger aufgrund einer Verordnung von 1729 nicht mehr Fisch als Tauschware annehmen durften. Außerdem war die Handelsverbindung mit Hamburg, das überdies in normalen Zeiten die wichtigste Bankverbindung für Flensburg war, so gut wie abgebrochen, eine Folge des Münzstreits, der in den Jahren von 1711 bis 1736 zwischen der dänischen Königsmacht und der Stadt Hamburg tobte.

Was die Schiffahrt anbetrifft, so enthielt der Bericht von 1735 nicht so große Klagen. Ein halbes Hundert Schiffe jeder Größe war in Flensburg beheimatet, aber diese waren relativ alt. Außer in der Stadt selbst waren jedoch auch Schiffe in St. Jürgensby und Duburg registriert. Die Fahrzeuge bereisten in erster Linie Dänemark und Norwegen, besonders die Städte Kopenhagen und Bergen; einige Fahrten gingen jedoch auch nach Schweden oder Riga, während man nur hin und wieder St. Petersburg, Königsberg und Danzig anlief.

Über zwei neuerbaute Fahrzeuge von ca. 220 Tonnen heißt es: Anno 1733 et 1734 hätten dortige Kaufleute 2 neue Schiffe bauen lassen von 80 à 90 Lasten, welche beyde vorigen Sommer mit Ballast nach Narva gegangen, um daselbst eine Ladung Holtz nach Irrland zu nehmen, allda Fracht zu suchen, oder auf Franckreich zu segeln und sodan wieder nach Hause zu gehen“. Dieses Seefahrts- und Handelsmuster scheint für die auswärtige Schiffahrt der Stadt typisch gewesen zu sein.

Über Fabrikationsbetriebe sagt der Bericht nur wenig. Er erwähnt nur das Waisenhaus, das in dem nur zehn Jahre alten Gebäude in der Norderstraße untergebracht war (heute Flensborghus), das Wolltextilien verschiedener Art verarbeitete und ein königliches Privilegium zum Absatz der Waren in Dänemark und Norwegen besaß. Außerdem wird die städtische Kupfer- und Messingmühle bei Krusau erwähnt, die, wie es heißt, von nicht geringem Nutzen für die Gegend gewesen sei, indem man vor ihrem Bau genötigt gewesen sei, diese Metallwaren aus Hamburg oder Lübeck einzuführen; der Besitzer der Mühle war Johann Casper Schwartz, und das Unternehmen war 1735 in einem guten Stand. Von kleineren Fabrikbetrieben erwähnt der Bericht Hans Petersen Beckers

Pulvermühle, die 1725 ein zwölfjähriges Privilegium erhielt, sowie Christian Thomsens Seifensiederei, die indessen seit dem Tod ihres Besitzers einige Jahre vorher den Betrieb eingestellt hatte.

Die Probleme der Stadt hingen in dieser Stadt, wie bereits angedeutet, mit ihrer Einordnung in das regulierende System des Merkantilismus der Doppelmonarchie zusammen.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts hatte sich Flensburg nach jahrhundertelangen Anstrengungen eine bedeutende Position als Zwischenhandels- und Umladeplatz im Warenaustausch zwischen den Niederlanden, Frankreich, England und den deutschen Staaten einerseits und Dänemark-Norwegen und einem Teil der Ostseegebiete andererseits erobert. Die Waren, die aus den Mittelmeirländern geholt wurden, waren Salz und Kolonialwaren. Aus Hamburg, Lübeck und Amsterdam kamen die Fertigwaren, die nach Dänemark gebracht wurden, zusammen mit der reichhaltigen Lebensmittelproduktion der Herzogtümer. Aus Norwegen besorgten Flensburger Kaufleute und Reeder die Ausfuhr vor allem von Holz nach England und gesalzenem und getrockneten Fisch nach dem Baltikum und dem Mittelmeer.

Schon 1683 wurden allerdings die Vorteile, die die Flensburger beim Export von Fertigwaren in die Doppelmonarchie hatten, beschnitten. Und mit der Verordnung vom 1. Juni 1726 erhielt Kopenhagen das alleinige Recht zum Import der sogenannten vier Spezies: Salz, Tabak, Wein und Traubenbranntwein. Es zeigte sich zwar, daß dies ein zu drastischer Eingriff gewesen war, der denn auch baldigst wieder außer Kraft gesetzt wurde, aber das Zollgesetz von 1735 war immer noch ungeheuer protektionistisch, und neue Einschränkungen kamen in den folgenden Jahren hinzu. Für Flensburg am entscheidensten war indessen die Kommerzverordnung von 1742, die in mercantilistischem Geist bestimmte, daß der Import in die Monarchie nur aus erster Hand erfolgen dürfe, d. h. daß überseeische Waren nur entweder direkt von den Kolonien oder von dem Platz in Europa eingeführt werden durften, an den sie direkt von den Kolonien gelangt waren. Hiermit war Flensburgs Absatzmarkt entscheidend eingeengt und die bisherige Vorzugsstellung der Stadt innerhalb Dänemarks de facto verlorengegangen. Die Stadt war hiernach für das Königreich als Zollausland anzusehen.

Die vielen regulierenden Bestimmungen wurden in dem neuen Zollgesetz von 1768 zusammengefaßt, daß den Höhepunkt in der Bevorzugung der Hauptstadt und überhaupt der mercantilistischen Lenkung bedeutete. Danach wurden die für Flensburg wichtigsten Waren mit einem Zoll von 6, 8 oder 10 % belegt. Und hierzu kamen noch verschiedene Abgaben, was für einzelne Warengruppen bedeutete, daß es um 12 % billiger war, sie von Hamburg oder Lübeck nach Kopenhagen einzuführen als von des Königs eigener Stadt Flensburg. Und dabei gab es für Schleswig noch nicht einmal so viele Importverbote und so hohe Zollsätze wie in anderen Provinzen der Monarchie.

Der letzte Komplex von Zollgesetzen in dieser Epoche bestand aus dem Zollgesetz für

das Königreich von 1797 sowie dem für die Herzogtümer von 1803. Genau genommen waren die Bestimmungen in beiden Gesetzen gleich, aber sie brachten für den Handel zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark-Norwegen keine eigentliche Erleichterung. Diese Zollgesetze sind oft als der endgültige Durchbruch des Liberalismus in unserem Land aufgefaßt worden. Aber man sollte in ihnen eher den ersten praktischen Schritt in Richtung auf den Freihandel sehen, getan u. a. unter dem Eindruck des um sich greifenden Schmuggels und in der Erwartung, daß eine Verringerung der Zollsätze den legalen Handel kräftig steigern würde, sodaß der Erlös wachsen werde. Aber trotz allem behielt man in den Jahren 1797/1803 eine nicht geringe Menge von Schutzzollbestimmungen u. dgl. bei, obwohl die Tendenz deutlich in Richtung auf eine mehr liberalistische Grundhaltung ging. Diese Grundtendenz war bis zum Umdenken der Wirtschaftspolitik der Monarchie um 1813/14 wirksam. Wie wir gleich sehen werden, wußte auch Flensburg hieraus Nutzen zu ziehen.

Ein ausgezeichnetes Beispiel hierfür ist der Westindienhandel der Stadt. Diese Branche war eine der tonangebenden und stellte eine starke Antriebskraft im Wirtschaftsleben der Stadt dar. Und sie hatte viele günstige Nebenwirkungen für die Unternehmen, die den Westindienhandel finanzierten, ihn mit Schiffen, Proviant und Exportwaren versorgten oder die importierten Güter absetzten.

Sobald der Westindienhandel im Jahre 1755 freigegeben war, gründete man in Flensburg eine „Handlungsgesellschaft auf St. Croix in Westindien“. In dieser Gesellschaft waren Teilhaber Johann Gerhard Feddersen, Abraham Kall, Hinrich Petersen Boysohn und Peter Hemmingsen mit je einem Sechstel, außerdem Friedrich Feddersen mit dem doppelten Anteil; der letztgenannte war außerdem korrespondierender Reeder. Die Gesellschaft rüstete die Schnau „Neptunus“ aus mit Hans Blecke von Föhr als Schiffer. Sie war 57 Kommerzlasten (ca. 150 Tonnen) groß, hatte eine Besatzung von 17 Mann und führte eine typische Lebensmittelladung mit, ergänzt durch gewisse andere Artikel des täglichen Bedarfs: gesalzenen Fisch, Speck, Butter, Mehl, Zucker, Tee, Wein, Bauholz, Faßdauben, Tauwerk, Textilien usw. Auf der Rückfahrt nach Flensburg brachte das Schiff eine Ladung Rohzucker mit. Trotz des erforderlichen großen und langfristigen Kapitaleinsatzes — die „Neptunus“ war die seitdem so typische Zeit von neun Monaten von zu Hause fort — muß die ökonomische Ausbeute der Reise zufriedenstellend gewesen sein. Denn sowohl im Jahre 1756 als auch im Jahre 1757 sandte die Handlungsgesellschaft Schiffe nach Westindien.

Nach und nach schlossen sich auch andere kapitalstarke Flensburger der Westindienfahrt an; aber die Brüder Feddersen hatten in den ersten Jahren offenbar den stärksten Anteil daran. Mitbestimmend für die guten Ergebnisse war die günstige Konjunktur für neutralen Handel und Seefahrt während des preußischen Siebenjährigen Krieges und des Kolonialkrieges zwischen England und Frankreich. Diese beiden Konflikte dauerten von 1756 bis 1763, in welchem Zeitraum Flensburg 9 Handelsreisen nach Westindien ausrichtete oder etwa 1 pro Jahr.

Mit der erlahmenden Konjunktur nach dem Frieden von 1763 kam die Westindienfahrt der Stadt so gut wie gänzlich zum Erliegen und erlebte erst wieder einen neuen Aufschwung mit der für die Doppelmonarchie erneut so glänzenden Konjunkturlage während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1776-1783. Damals erlebte die Stadt eine kurze hektische Blütezeit ihrer Westindienunternehmungen mit ungefähr 6 Schiffen jährlich, die Kurs auf die Besitzungen des Königs in der Karibik nahmen.

Fast das gleiche Maß an Aktivitäten, aber über einen bedeutend längeren Zeitraum hinweg gleichbleibend, erreichte Flensburg in den Revolutions- und den Napoleonischen Kriegen von den 1790er Jahren bis 1807. Hier, wie in den früheren Kriegen, des Jahrhunderts, vermochte es die Doppelmonarchie, neutral zu bleiben. Aber nach einer kurzen außenpolitischen Krise im Jahre 1801 mußte man 1807 in den Krieg eintreten, was zur Folge hatte, daß der gesamte Überseehandel und z. T. auch der Außenhandel als solcher zum Erliegen kam.

Seit 1748 mußten alle Schiffe in Überseefahrt mit einem sogenannten algerischen Seepaß zum Schutz gegen nordafrikanische Kaperschiffe versehen sein. Zwischen 1755 und 1807 erreichten es Flensburger Reeder, einen solchen Seepaß für 124 Reisen nach St. Thomas oder St. Croix ausgestellt zu bekommen. Damit plazierte sich die Stadt in dieser Hinsicht als Nummer drei in der Rangfolge der Provinzstädte innerhalb der Monarchie; nur Altona mit 245 Reisen und Bergen mit 137 Reisen lagen höher. Nach Flensburg waren die nächsten Städte in der Rangfolge das norwegische Christianssand mit 70 und Frederikshald mit nur 36 Fahrten. Dominierend in der Westindienfahrt war jedoch die ganze Zeit hindurch die privilegierte Hauptstadt, wo auch hinlänglich Kapital, Tonnage und know-how vorhanden waren. Von Kopenhagen aus gingen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1807 genau 2 000 Reisen nach Dänisch-Westindien, Am geringsten war der Anteil der Hauptstadt an ausgehender Tonnage in den Kriegsperioden, und er schwankte zwischen 57 % der gesamten Westindienfahrer der Monarchie in den Kriegsjahren 1803—1807 und 95 % in der Friedensperiode der 1770er Jahre.

Flensburgs Westindienfahrt von 1755 bis 1807 umfaßte also ca. 130 Fahrten und stellt sich in groben Zügen folgendermaßen dar. Die Schiffe waren oft auf stadteigenen Werften gebaut worden, ihre Tragfähigkeit betrug üblicherweise 80-90 Kommerzlasten, welches gut 200 Tonnen entspricht. Das größte der Westindienschiffe war Andreas Christiansens „St. Croix“ von 142½ Kommerzlasten oder ca. 360 Tonnen. Es unternahm in den Jahren von 1804 bis 1806 drei Reisen in die Karibik. Dieses Schiff verließ Flensburg — wie auch die meisten anderen Flensburger Westindienfahrer — im September oder Oktober und kehrte 9 Monate später zurück. In der Regel gingen die Reisen vom Heimathafen direkt nach St. Thomas oder St. Croix; aber in gewissen Fällen segelte man über Kopenhagen oder Bremen, um zusätzliche Last aufzunehmen, und während des Krieges in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts segelte jedes dritte Schiff über die französischen Karibik-Kolonien Guadeloupe oder Martinique. Als Reeder

für die Westindienreisen von Flensburg aus fungierten 27 verschiedene Personen; aber an der Spitze stand die Familie Feddersen, repräsentiert durch Johann Gerhard Feddersen, Friedrich Feddersen, Peter Feddersen und Catharina Feddersen. Diese rüsteten im ganzen 74 Schiffe aus, d. h. etwas über die Hälfte der gesamten Westindienflotte. Der nächstgrößte Westindienreeder dieser Periode war Hans Hansen mit nur 9 Fahrten. Unter den Schiffen gab es viele, die nur eine einzige Reise gemacht hatten; der Durchschnitt betrug jedoch ungefähr drei Reisen, während wieder andere Schiffer die Fahrt immer wieder machten. Den Rekord hatte in dieser Hinsicht Johannes P. Möller, der in den Jahren 1787—1806 auf 15 Westindienreisen Flensburger Schiffe das Kommando hatte; im gleichen Zeitraum erreichte Erik Hansen Qvorp 13 Reisen. Ein verschwindend kleiner Teil der Westindienfahrer der Doppelmonarchie folgte der Dreiecksroute von Europa über die Goldküste, um afrikanische Sklaven für die Plantagen der Karibik abzuholen. Aber an diesem Handel beteiligten sich die Flensburger anscheinend nicht direkt, sondern nur als Besatzungsmitglieder auf ausländischen wie beispielsweise holländischen Schiffen. Und an der Asienschiffahrt beteiligte sich diese Stadt nur ganz sporadisch und nur versuchsweise bis in die 1840er Jahre.

Dagegen engagierten sich Flensburger Reeder und Kaufleute in ausgesprochen hohem Maße in der Frachtschiffahrt zum Mittelmeer und dem übrigen Europa, eine Schiffahrt, die genau denselben Konjunkturschwankungen unterworfen war wie die Westindienfahrt. Flensburgs Westindienfahrt war insofern eine typische Folge des merkantilistischen Gedankens, als sie den Wunsch des Staates zum Ausdruck brachte, eigene Kolonialprodukte als Fracht auf eigenen Schiffen heimzuführen. Aber hierzu kam noch als verstärkender Faktor, daß Flensburg von der erwähnten Konjunktur für neutrale Tonnage während der großen Kriege profitierte.

Der durchschnittliche Wert einer Westindienladung, die die Stadt verließ, betrug in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ca. 9 000 Reichsthaler, während sich der Wert einer zurückkommenden Ladung auf etwa 30 000 Reichsthaler belief. Obgleich der Handel mit den Kolonien also nicht so viel Tonnage beanspruchte wie die europäische Handelsschiffahrt, so war doch der Westindienhandel für Flensburg von ganz entscheidender Bedeutung und blieb es in noch höherem Maße im Laufe des 19. Jahrhunderts. Dies umso mehr, als seine Auswirkungen den Handel, das Handwerk und den Betrieb von Fabriken in der Stadt beeinflußten, zumal sich deren Verbindungen weit in das umliegende bäuerliche Gebiet hinein erstreckten.

Der bei weitem wichtigste Export in die Karibik bestand nämlich aus inländischen Waren. Diese machten beispielsweise in den Jahren 1773 bis 1783 drei Viertel des ausgeführten Warenwertes aus; die wichtigste Warenkategorie waren hierbei landwirtschaftliche Produkte. Unter den Westindienimporten lag in dieser Zeit brauner Rohzucker an erster Stelle; aber auch Kaffee, Baumwolle und Tabak spielten eine wichtige Rolle, sowie in geringerem Grad auch Rum, Franzosenholz und Reis. Baumwolle war fast das einzige Kolonialprodukt, das ohne weiteres wieder ausgeführt wurde. Dagegen hatten Rum,

Tabak und namentlich Rohzucker große beschäftigungsmäßige Bedeutung für die Stadt, da diese Waren in der Stadt weiterverarbeitet wurden.

So gab es hier seit 1762, als die erwähnte „Handlungsgesellschaft“ die erste Raffinerie der Stadt erbaut hatte, raffinierten Zucker. Im Jahre 1774 war die Anzahl der Raffinerien auf vier gestiegen; und im Jahre 1778 hatte sich auch der bekannte Andreas Christiansen der Branche angeschlossen, die zu diesem Zeitpunkt aus sechs Raffinerien mit neun Zuckerpfannen bestand und drei Meister, 14 Gesellen, 4 Arbeiter und einen Jungen beschäftigte. Diese Raffinerien verarbeiteten damals durchschnittlich etwa eine Million Pfund Zucker im Jahr, und diese Menge repräsentierte einen Verkaufswert von nicht weniger als 100 000 Reichsthalern. Im Jahre 1806 verarbeiteten die Zuckerraffinerien der Stadt sogar zwei Millionen Pfund Zucker. Der raffinierte Zucker wurde in den Qualitäten Kandis, Melis, Raffinade, Puderzucker und Lumpenzucker hergestellt. Diese wurden fast ausschließlich in Flensburg selbst und in der nächsten Umgebung abgesetzt, während nur ein geringer Teil exportiert wurde. Dadurch hatten die Raffineriebetreiber einen guten Verdienst, der z.B. während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges bis zu 74 % Nettogewinn betragen konnte.

Einer der Exportmärkte für weißen Raffinadezucker waren paradoxerweise die Zuckerkolonien in Westindien. Denn infolge der strengen mercantilistischen Auffassung mußte die Weiterverarbeitung aller Rohstoffe, zu denen auch der braune Zucker gehörte, im Mutterland erfolgen, und die Tropenkolonien mußten folglich ihren Rohzucker zur Raffinierung nach Europa schicken. Flensburger Schiffe segelten daher mit Zucker in den Laderäumen in beiden Richtungen über den Atlantik.

Eine andere bedeutende Folgeindustrie war der Schiffsbau. Dieser hatte in Flensburg eine sehr alte Tradition, aber er erlebte eine besonders hohe Blüte während der Weltkriege des 18. Jahrhunderts. Von 1747, wo die Quellenangaben über die Anzahl der Schiffsbauten beginnen, bis zum Jahr 1807 wurden auf Flensburger Werften insgesamt 557 Schiffe gebaut. Die Schiffstypen waren: Galeassen, Galioten, Brigantinen, Briggs, Fregatten, Jachten, Schaluppen und Barken. Während des größten Teils dieser Periode gab es drei bis vier Schiffswerften, die etwa 100 Mann beschäftigten. Zu den wichtigsten Werftbesitzern gehörten Christian Carl Böttger und Johannes Halkiær. Letzterer war Konstrukteur auf der Kriegsschiffswerft in Kopenhagen gewesen, heiratete dann aber die Tochter des Großkaufmanns Nicolai Hansen Lorck und zog 1779 nach Flensburg; hier leitete er bis zu seinem Tod im Jahre 1793 u. a. die große Werft seines Schwiegervaters beim Nordertor. Zu den Zulieferern der Schiffswerften in der Stadt gehörten Ankerschmiede, Reepschläger, Segel- und Kompaßmacher, Mastmacher, Bildschnitzer und viele andere. Besonders die Segeltuchmanufakturen beschäftigten viele Menschen, so beschäftigte Halkiaers Manufaktur in der Kongensgade in den 1780er Jahren 400 Spinner und die Kalls 230 Spinner.

Von den übrigen Manufakturen oder industrieähnlichen Produktionsbetrieben müssen

erwähnt werden: die Tabaksfabriken, von denen in den 1790er Jahren 40 Fabriken 116 Beschäftigte hatten, die Rauch- und Schnupftabak für den heimischen Markt herstellten; die 200 Branntweinbrennereien, die im Jahre 1804 fast zwei Millionen Liter Schnaps nach Dänemark-Norwegen exportierten; die Papiermühle; außerdem etwa 30 Ziegeleien entlang der Förde, deren Export recht bedeutend war, nicht zuletzt nach den Großbränden in Kopenhagen in den Jahren 1728, 1795 und 1807.

Ein letzter typisch mercantilistischer Zug im Wirtschaftsleben der Stadt, den ich noch erwähnen möchte, waren die grönländischen Kompanien. Nach dem Ende des Großen Nordischen Krieges im Jahre 1720 hatten Johann Gerhard Feddersen und Peter Clausen Grönlandfahrer ausgerüstet, die mit den Wal- und Seehundfängern anderer europäischer Nationen konkurrierten. Im Jahre 1749 wurde indessen eine größere Kompanie gegründet unter dem Namen „Handlungssocietät auf Grönland, Spitzbergen und die Strasse Davis“. Diese verfügte über ausreichend flüssiges Kapital und fünf Schiffe; aber dennoch hatte das Unternehmen Unterschluß und wurde nach zehn Jahren aufgelöst. Die Grönlandfahrt der Stadt wurde jedoch in den 1790er Jahren mit einer neuen Interessentengruppe fortgeführt. Im Stadtbild selbst fand dies u. a. seinen Ausdruck in der Tranbrennerei im Grönlandsgang in der Nähe des Nordtors. Und alles in allem behielt der Wal- und Robbenfang seine Bedeutung für Flensburgs Wohlergehen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Hierzu kam außerdem noch, daß die Stadt seit 1787 die Erlaubnis hatte, Island direkt anzulaufen, anstatt wie vorher nur als Unterlieferant für die Monopolfirmen in Kopenhagen zu fungieren. Nach Aufhebung dieser mercantilistisch regulierenden Bindung exportierte man schleswigsche Nahrungsmittel mit gutem Verdienst nach Island.

6. Zusammenfassung

Der Mercantilismus bedeutete eine natürliche Übergangsform zwischen Mittel- alter und Kapitalismus. In dieser Umwandlungsperiode gewannen die städtischen Gemeinwesen eine wachsende wirtschaftliche Bedeutung im Wirtschaftsleben der Staaten und Bevölkerungsgruppen. Das Wachstum der Handelsstädte hatte aber auch ein wachsendes Interesse der Staatsmacht zur Folge, in deren Verhältnisse von höheren Zielsetzungen aus auf nationaler Ebene regulierend einzugreifen. Und da die Mercantilisten namentlich den Handel als ein wichtiges Werkzeug der Wachstums- politik ansahen, bekam eine so ausgeprägte Handelsstadt wie Flensburg in besonderem Maße die Einordnung in das mercantilistische System der Doppelmonarchie und ihre zentralistisch-regulierende Wirkung zu spüren, im Guten wie im Bösen.

Flensburg muß daher als ein hervorragendes Untersuchungsobjekt im Hinblick auf die praktische Durchführung der mercantilistischen Ideen in der dänisch-norwegischen Monarchie angesehen werden.

In der hier behandelten spätmercantilistischen Epoche von etwa 1730 bis 1807 erlebte

die Stadt somit, wie ihr Wohl und Wehe immer wieder der Rücksicht auf den Handel des Königreichs im allgemeinen und das Wirtschaftsleben der Hauptstadt im besonderen untergeordnet wurde. Aber auch in vorteilhafter Weise beeinflußte die spätmerkantilistische Praxis Flensburgs Geschäftsl Leben. Ich denke in diesem Zusammenhang an die Förderung einer Reihe von privilegierten Manufakturen, Handelskompanien und nicht zuletzt der europäischen Fracht- und Westindienfahrt. Für die großen Flensburger Handelshäuser wie Feddersen oder Andreas Christiansen bedeuteten diese Elemente ein festes Gewebe ökonomischer Einheit. Der Export von Lebensmitteln und Fertigwaren, der Import von Kolonialwaren, die Teilnahme als Kaufmann und Reeder in der europäischen Frachtfahrt und im Mittelmeerhandel, sowie Investierungen in Manufakturbetriebe sicherten dem flensburgischen Kapital fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch gute Zinsen. Denn trotz der Tatsache, daß die Zentralregierung in Kopenhagen die Hauptstadt und das Königreich in ihren Dispositionen bevorzugten, so war und blieb Flensburg doch eine der bedeutungsvollsten Handelsstädte der gesamten Doppelmonarchie. Eine Stadt, die in bestem merkantilistischen Geist einen überschüßbringenden Außenhandel trieb und deren Manufakturen und übrige industrieähnliche Produktionsbetriebe dazu beitrugen, einen angemessenen Standard nationaler Selbstversorgung zu sichern.

(Übersetzung: H. P. Detlefsen)

QUELLEN UND LITERATUR IN AUSWAHL

Ungedruckte Quellen

- Reichsarchiv Kopenhagen: Kommercekollegiet: Algierske søpasprotokoller 1747-1815, Nr. 195-202 und 1186-1190 und 1850-1855.
Reichsarchiv Kopenhagen: Kommercekolligiet: Tysk extraprotokol 1736-1739 Folio 193 ff, Nr. 203 (hierin findet sich der Bericht aus dem Jahre 1735).

Literatur

- D. C. Coleman, Revisions in Mercantilism, London 1969 (mit weiteren Hinweisen auf Literatur).
Ole Feldbæk, Danmarks historie. Tiden 1730-1814, København 1982 (mit weiteren Hinweisen auf Archivalien und Literatur).
Flensburg. Geschichte einer Grenzstadt, Flensburg 1966.
Troels Fink, Økonomisk debat i Slesvig og Holsten mellem 1773 og 1807 belyst ved befolkningens ønsker og krav til regeringen, in: Erhvervshistorisk Årbog VII 1955.
Kristof Glamann & Erik Oxenbøll, Studier i dansk mercantilisme. Omkring tekster af O to Thott, København 1983.
H. V. Gregersen, Den flensborgske varehandels kår i kriseårene i slutningen af 1730erne, in: Sønderjyske Årbøger 1958.
Holger Hjelholt et al. (eds.), Flensburg Bys Historie I-II, København 1953-1955.
Knud Klem, Om skibsbyggeriet i Flensburg i 1700-tallet, in: Handels- og Søfartsmuseets Årbog

1969.

Theodor Link, Flensburgs Überseehandel von 1755 bis 1807, Neumünster 1959.

Axel Nielsen et al., Dänische Wirtschaftsgeschichte, Jena 1933.

Albert Olsen, Nogle Synspunkter for dansk merkantilistisk Erhvervspolitik, in: Scandia III, 1930.

Erik Oxenbøll: Dansk økonomisk tænkning 1700-1770, København 1977.

Aage Rasch: Dansk toldpolitik 1760-1797, Århus 1955.

Schiffahrt und Häfen im Bereich der Industrie- und Handelskammer zu Flensburg, Flensburg 1971.

„.... weil allhier in Flensburg kein Getrayde fürs Geld zu bekommen war ...“

Hungerunruhe in Flensburg 1795

In der ersten Juniwoche 1795 brach in Flensburg eine Hungerunruhe aus. Am Montag den 1. Juni früh zwischen 5 und 8 Uhr beredeten sich die Schiffszimmerleute nach der Frühkoststunde um 9 Uhr in Masse aufzustehen und von dem Magistrat Brodt für Geld zu verlangen. Obwohl der Magistrat ihnen versicherte, so viel Korn aufgekauft zu haben, daß der Preis für ein Schip Roggen nicht über 2 Mark steigen könne, ging der Aufruhr weiter. Denn für die eigentlichen Rädelshörer und Übelgesinnte war indessen dies heimlich ein Donnerschlag, indem sie dadurch ihren Plan zum Aufruhr und in diesem Aufruhr dem Kaufmannsstande Gesetze vorzuschreiben, vereitelt sahen. Der Aufstand kam für Bürgermeister und Rat der Stadt nicht unerwartet, am Morgen des 1. Juni hatten sie einen Brief an den Statthalter, den Prinzen Carl von Hessen, geschickt, in dem es hieß: *Da wegen der plötzlich eingetretenen hohen Brodkornpreise und zu besorgenden Mangels leicht Unruhen entstehen können und bis sich alles näher entwickelt hat, vorläufige Maßregeln höchstnöthig sind, so ist es uns unmöglich, zur izigen Zeit die Garnison zu entbehren.* Es folgt die Bitte, die Eskadron unter dem Rittmeister von Hedemann, die eigentlich am folgenden Tag auf brechen sollte, weiter in der Stadt zu belassen. Auf dem Brief steht in anderer Handschrift vermerkt: *Auf dem Couvert stand. P. S. bei Abgang dieses läuft schon das Volk zusammen.* Zwar gelang es zunächst durch Versprechungen, die Schiffszimmerleute zu beruhigen, aber am Nachmittag hatten sie ohnehin schon dafür gesorgt, viel Volks, das damals noch nicht völlig versammelt war, zusammen und nicht nur den ganzen Pöbel, sondern auch die Mauerleute, und besonders die Hauszimmerleute, worunter einige ihnen noch zu übertreffen schienen, auf ihre Seite zu bringen. Diese haben ... noch denselben Morgen auf dem Felde heimlich beredet, der obrigkeitlichen Versicherungen ungeachtet, de facto zu Werke zu gehen und der Erfolg hat es bestätigt, daß ihr Plan gewesen, vor allen Dingen das Brodkorn zu einem bestimmten Preis in Requisition zu setzen und dann den Umständen nach weiterzugehen. Daher geschah noch denselben Nachmittag die eigenmächtige Visitation der Kaufleute Häuser, die nach der Tonnenzahl, die sie in Anschlag brachten, ihnen á 24 ß per Schip Verschreibungen geben mußten, wobei den hin und wieder, auch bei einigen Brandtweinbrennern viel Unfug verübt wurde.

Auf Befehl des Statthalters wird am 2. Juni an verschiedenen Stellen in der Stadt ein Plakat aushängt, auf dem den mit Händearbeit sich ernährenden Einwohnern zugesichert wird, daß die Kaufleute bis zum 1. September so viel Roggen zurückbehalten müssen, daß der Preis nicht über 4 Reichstaler pro Tonne steigt. Doch

zeigte diese Maßnahme keine Wirkung, denn der Aufruhr ging weiter; die Aufständischen bestimmten wiederum Höchstpreise für Fleisch, Butter und Speck, ließen sich Bescheinigungen der Schlachter geben, Fleisch zu diesem festgesetzten Preis zu verkaufen und verhinderten, daß weder Speck noch die gemästeten Ochsen der Branntweinbrenner die Stadt verließen. Als ihnen zugesichert wurde, daß sie den für zwei Tage versäumten Tagelohn erhalten sollten, kehrte zunächst Ruhe ein. Der Magistrat erklärte sich bereit, Preise für Brot jeweils festzusetzen und die Fleischpreise so beizubehalten.

Aber es genügten die Nachricht, das *ein Speckhändler en gros, ihnen nicht Pfund- weis sein Speck aushökern wolle, weil er darauf nicht eingerichtet sei* und das Gerücht, daß er seine Vorräte zur Ausfuhr auf ein Schiff bringen lassen wolle, um die Unruhe erneut zu provozieren. Dem Speckhändler wurde angedroht, daß sein Haus niedergeissen würde, worauf er sich bereit erklärte, den Speck pfundweise für 4 ♂ zu verkaufen.

Das angeforderte Militär beendete nach einer Woche die Unruhen, viele der Beteiligten wurden verhaftet, einige von ihnen später drastisch bestraft.

Nun war dieser Vorfall in Flensburg nicht der einzige in dieser Zeit in Schleswig-Holstein. In den Jahren 1794/95 wurde von den zuständigen Behörden elfmal Militär angefordert, um Unruhen zu beenden. Sieben davon standen in unmittelbarem Zusammenhang mit der künstlichen Verknappung von Lebensmitteln durch Aufkäuferie, waren also Hungerunruhen.

Im Oktober 1795 stürmten Schustergesellen das Haus des Gastwirts und Schlachters Lanz in Altona und zerstörten es. Dieser war als Fleischaufkäufer bekannt und wurde für das Steigen der Fleischpreise verantwortlich gemacht. Die 300 Tonnen Fleisch, die auf seinem Hof lagerten, wurden gestohlen oder vernichtet. Am 31. März 1795 forderten 40 Tagelöhner aus Ballum bei Tondern den Birkvogt auf, die Ausfuhr von Fleisch, Butter und anderen Lebensmitteln zu verbieten.

Im März/April 1795 versuchten Bürger und Tagelöhner im benachbarten Ribe zunächst mit einer Eingabe an den Magistrat, die Ausfuhr von Korn zu verhindern, als dieses erfolglos blieb, stellten sie Wachen bei den Kaufmannsschiffen auf, um deren Abfahrt zu verhindern. Hier solidarisierten sich sogar Teile des Militärs und der Birkrichter mit den Aufständischen.

Im Mai 1795 durchsuchten 300 (andere Quellen nennen 400-500) Deicharbeiter vier Schiffe in Ockholm bei Bredstedt, weil sie vermuteten, diese seien mit Roggen, der ins Ausland verschifft werden sollte, beladen. An Bord fanden sie jedoch nur Hafer. Als sie erfuhren, daß ein Schiffer auch Roggen angekauft habe, zwangen sie ihn, 150 Tonnen Roggen nach Faaretoft, woher sie stammten, zu liefern und dort für 4 Reichstaler die Tonne zu verkaufen.

Im Juni 1795, kurz nach den Flensburger Unruhen, kam es auch in Hadersleben aufgrund der Kornverteuerung zu Tumulten und zwar angeregt, wie der Amtmann schreibt, durch das gute Ergebnis des Aufstandes in Flensburg, dem die angemessene

Festsetzung des Roggenpreises zugeschrieben wurde.

Am 27. Oktober 1795 versammelten sich in Uetersen über 500 Menschen und verlangten von dem Kornhändler Knoop, daß er schon eingeschifften Roggen wieder auslade. Obwohl er einen Passierschein nach Altona besaß, ging er auf das Anliegen der Leute ein. Die Fenster des Zollhauses wurden eingeworfen, der Zollverwalter gezwungen, die Papiere für die Schiffsladung auszuliefern und das Korn wurde unter Aufsicht eines Kontrolleurs ausgeladen. Der Vorfall in Flensburg steht also nicht allein, sondern muß in Bezug gesehen werden zu den schleswig-holsteinischen Verhältnissen. Als aktueller Anlaß der Unruhen wird jedesmal Aufkäuferei und der Export von Roggen, Butter und Fleisch genannt. Aber die Ursachen gerade der Kulmination in den Jahren 1794/95 sind wohl kaum zu klären, ohne den ökonomischen Hintergrund zu berücksichtigen.

1811 heißt es in den Provinzialberichten über die letzten zehn Jahre des 18. Jahrhunderts: *Nicht leicht hat der dänische Staatsbürger eine glücklichere Periode erlebt als das letzte Dezennium des vorigen und die ersten Jahre dieses Jahrhunderts. Der Landmann trieb ungestört seinen Ackerbau ... Dazu gaben einige dieser Jahre ungewöhnlich gesegnete Ernten, und die Nachfragen trieben die Preise zu einer unerhörten Höhe.* In der Tat hatte sich der Preis für Roggen in Schleswig-Holstein zwischen 1730 und 1795 verdoppelt, die Löhne hatten dieser Entwicklung nicht Stand halten können, so daß die Reallöhne gesunken waren. Die „glückliche Periode“ betraf also nicht alle Teile der Bevölkerung.

Die Gründe für die enorme Preissteigerung sollen hier nur kurz erwähnt werden: England war in immer stärkerem Maße Getreideimportland geworden, die Weizeneinfuhr hatte sich von 1794 auf 1795 verdoppelt, der Roggenpreis im Vergleich zu 1740 verdreifacht. Die Engländer entsendeten Aufkäufer bis in die baltischen Häfen, um Getreide zu besorgen und griffen neutrale Schiffe auf, deren Getreideladung sie zu willkürlichen Preisen beschlagnahmten. Der Krieg mit Frankreich verschärfte die Situation. Getreide war beliebtes und gewinnträchtiges Spekulationsobjekt an den Börsen geworden.

Die europäische Lage wirkte auf Schleswig-Holstein zurück. Bereits 1787 hatten Bürgermeister und Rat der Stadt Flensburg bei der Rentekammer um ein Kornausfuhrverbot ersucht. Zwar sei die Ernte *gut und ergiebig* ausgefallen und es könnten also die *Unterthanen und insbesondere der gemeine Mann auf leidliche Kornpreise, mithin auf großes Soulagement [d. h. Erleichterung] in der bisher so allgemein herrschenden und drückenden Noth sich gegründete Hoffnung machen*. Aber in anderen Ostseestaaten habe es schlechte Ernten gegeben und man müsse davon ausgehen, daß die Länder versuchen würden, aus Dänemark ihren Bedarf zu decken, *gleich denn auch schon hier zuverlässige Nachrichten (sich) befinden, daß für holländische und andere fremde Rechnung in hiesigen dänischen Staaten großer Roggen-Vorrath aufgekauft werden dürfte*.

Ein ganz ähnlicher Bericht ging aus Rendsburg an die Rentekammer, auch hier wird im

gleichen Jahr um ein Kornausfuhrverbot gebeten, weil der Magistrat die Aufkäufer fürchtete. *Man hat mit Gewißheit in Erfahrung gebracht, das große Quantitäten Korn, insonderheit Rogken und Buchweitzen, zur Ausfuhr für einen nicht geringen Preis auf gekauft werden. Auch ist von einem hiesigen Kornhändler die Anzeige geschehen, daß ihm aus Ostende und von andern Oertern der Auftrag geworden, einige Tausend Tonnen Rogken hier im Lande zum Versenden anzukaufen, und allenfalls die Tonne, wenn er sie nicht wohlfeiler erstehen könne, mit 4 Reichsthaler zu bezahlen.*

1795 hatte sich die Lage weiter zugespitzt. Aus vielen Orten gingen Berichte an die Rentekammer, die auf die sich zunehmend verschärfende Marktsituation hinwiesen. Trotz guter und reichlicher Ernten sinken die Marktpreise nicht. Aus Uetersen heißt es: *Weitzen kostet noch immer die Tonne 8 Reichsthaler bis 25 Mark, und ist nicht einmal für Geld zu haben, . . . der Rogken kostet 15 Mark — den Buchweitzen kauften wir schon die Tonne zu 7 Mark, aber seit es Gerüchte gab, daß die Ausfuhr über die Krückau bald erlaubt werde, ist er mit einmahl schon zu 10 M gestiegen.*

Diese Entwicklung bedeutete nicht nur eine Verteuerung des Getreides, sondern auch die Versorgung der lokalen Märkte überhaupt wurde davon betroffen, d. h. Lebensmittel wurden schon aufgekauft, bevor sie auf den Markt kamen. *Außer diesem reißt der Vorverkauf, wenigstens hieselbst (Glückstadt), so auffallend ein, daß für hiesige Stadt ein unvermeidlicher Mangel zu erwarten ist. Das Rindfleisch kostet in dem gegenwärtigen Augenblick, die wohlfeilste Zeit im Jahr (Oktober), weit mehr als im Sommer, Kalbfleisch, Hühner, Endten und dergleichen sind fast nicht zu bekommen und die Aufkäuferei ist so stark im Gange, daß die Wochenmärkte leer sind, und fast keine Zufuhr mehr existiert. Ebenso geht es mit der Butter, den Eiern und dergleichen andern Lebensmitteln.*

Die Gründe für diese Entwicklung werden einerseits in der ökonomischen Situation gesehen, aber auch in der Profitorientiertheit der Kaufleute: *Die Kornsperre im Auslande, der immer näher rückende Kriegsschauplatz, Hamburgs Nachbarschaft, die Gewisheit des nicht mehr fernren 1sten Decembers (zu diesem Termin sollte die Ausfuhrsperrre aufgehoben werden, Anm. d. Verf.) zeigen den Kornhandel einem jeden als die gegenwärtig ergiebigste Quelle, Reichthümer zu erwerben. Was Wunder, daß in- und ausländische reiche Kaufleute diese schöne Aussicht nicht ungenutzt lassen — all ihr baares Geld — ihren noch mehr vermögenden Credit daran wagen, alles Korn auffzukaufen, entweder um die Preise im Lande wenigstens zu erhalten, oder wenn der Iste December erscheinet, zu Lande und zu Wasser auszufahren, um die reiche Beute ihrer Speculationen freilich auf Kosten abgezehrter und ausgehungerter Mitmenschen im Auslande zu genießen.*

Aus den Berichten geht immer wieder hervor, daß einige Kaufleute trotz des Kornausfuhrverbotes mit ihren Schiffen die Häfen verließen, die wirkliche Ladung, den Roggen, hatten sie unter Torf oder anderen unverdächtigen Waren versteckt oder sie segelten ganz ohne Erlaubnis aus dem Hafen.

Die guten Ernten und die wirtschaftlichen Verhältnisse wirkten auch auf das Marktverhalten der Bauern ein. *Die Speculation wird dadurch begünstigt und in der Ausführung erleichtert, daß der Landmann durch die hohen Preise einiger Jahre in den Stand gesetzt ist, daß er nicht verkaufen muß, um baares Geld zur Bestreitung seiner Ab- und Ausgaben anzuschaffen. Dieser schüttet sein Korn auf und hofft natürlich auf höhere Preise, so lange der Kaufmann damit steigt — der kleinere Theil, welcher verkaufen muß, fällt den Kaufleuten in die Hände.* Und an anderer Stelle wird die Interpretation für solches Verhalten gleich angefügt: *Es wird diese Kunst, den Korn-Vorrath zu verstecken, und dem allgemeinen Gebrauch zu entziehen, sehr allgemein und der Speculationsgeist scheint sich aus Frankreich auf uns verbreitet zu haben.*

Diese Entwicklung mußte jene Menschen am härtesten treffen, die auf niedrige Preise für Lebensmittel am meisten angewiesen waren. Der Zusammenhang war den Berichterstattern durchaus gegenwärtig: *so muß der Tagelöhner, der im Winter hier des Tags 3 ♂ und viele Tage nichts verdient, verhungern, der Handwerksmann verarmen, und so bei allen unsern Kornsegen, bei den besten Landesherrlichen Verfügungen, Noth, Elend und Unglück entstehen.*

Daß bei dieser sehr genauen Einsicht in den Mechanismus und sicher auch aus der Kenntnis der bereits stattgefundenen Hungerunruhen die schleswig-holsteinische Regierung in Glückstadt nicht umhin konnte, auf die sozialen Konsequenzen zu verweisen, ist nicht verwunderlich und so fehlt in deren Bericht nicht der deutliche Fingerzeig auf die Stimmung in der Bevölkerung. *Das Collegium darf es nicht verhehlen, daß die allgemeine Stimmung des Volkes alle diese Folgen einer solchen Theuerung der Gewinnsucht weniger Kaufleute zuschreibt, und das Collegium kann dieser Vermutung nicht widersprechen.* Zwar sei unter der weisen Regierung, *an keine Unruhen zu denken (...), wenn nicht Hunger und Mangel bei dieser unerhörten Theuerung übereilte, und dabei gefährliche Schritte der Notleidenden nach sich ziehen sollten. Das ist das, was nach wiederholten Gerüchten von Seiten dieser Klasse zu befürchten seyn mögte, und sich vorzüglich gegen die wenigen der so außerordentlich gewinnenden Handelsleute äußern könnte.* Diese abschließenden Bemerkungen waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr bloße Zukunftsprognosen, sondern schon mehrfach Wahrheit geworden, wie die Hungerunruhen in Flensburg und an den andern erwähnten Orten zeigen.

Verursacht wurden die Unruhen nicht durch akute Not und Hunger, denn in Flensburg und auch an anderen Orten waren Roggen und Speck durchaus vorhanden; außerdem sind aus den Hungerjahren wie z. B. 1816/17 keine derartigen Unruhen bekannt und die Ernte wurde in den Berichten als gut und reichlich beschrieben.

Die Motivation, die die Menschen so handeln ließ, war also weniger Hunger und Armut, als vielmehr der Versuch, die Preise von Lebensmitteln in einem angemessenen Verhältnis zu ihrem Verdienst zu halten, also die Angst, in die Armut abzusinken. Dieser Zusammenhang kann wohl am ehesten als „Idee von gerechten Preisen“ umschrieben

werden. Plünderungen gab es nur in Altona. Die Aktionen in Flensburg und den anderen Orten folgten anderen Mustern. Es war kein blindwütiges, zielloses Vorgehen gegen Aufkäufer, Kaufleute und Schiffer, sondern es wurde verhindert, daß Lebensmittel die Stadt verließen, man stellte Wachen bei den Schiffen auf, setzte das Ausladen von Schiffen durch oder zwang die Kaufleute, Roggen, Speck und Fleisch zu angemessenen Preisen zu verkaufen, zu Preisen, die wie in Flensburg auch die Obrigkeit festsetzte. Die Unruhen dienten also der Sicherung des Anspruches auf das Recht, Brot und Lebensmittel zu einem gerechten und damit angemessenen Preis kaufen zu können.

Diesen Mechanismus hat Edward Thompson als „moralische Ökonomie der Unterschichten“ bezeichnet. Er schreibt: „Doch diese Proteste bewegen sich im Rahmen eines volkstümlichen Kontextes darüber, was auf dem Markt, in der Mühle, in der Backstube usf. legitim und was illigitum sei. Dieser Konsens wiederum beruht auf einer in sich geschlossenen, traditionsbestimmten Auffassung von sozialen Normen und Verpflichtungen und von den angemessenen wirtschaftlichen Funktionen innerhalb des Gemeinwesens.“ Dieser moralischen Ökonomie entgegen steht das Verhalten der Kaufleute, die den Markt bestimmen, sich am Profit orientieren und nicht an der Sicherstellung der Versorgung des örtlichen Marktes. In diesem Sinne funktioniert der Markt bereits nach kapitalistischen Mustern. Profitorientierung einerseits und die Durchsetzung gerechter Preise auf der anderen Seite lassen den Markt auch zum Feld der Auseinandersetzung sozialer Beziehungen werden. In diesem Konflikt deutet sich eine Bruchstelle zwischen dem alten feudalen System und dem darin begründeten Anspruch auf Versorgtsein und der neuen am Profit ausgerichteten kapitalistischen Wirtschaftsordnung an.

Legitimiert wurde solches Verhalten aus dem Bewußtsein, traditionelle Rechte zu verteidigen, nämlich „Brot für Geld“ oder wie es in dem Gnadengesuch der Frauen der in Flensburg Verurteilten heißt, daß diese *weder gestohlen noch etwas anders Böses gethan haben, wohl aber sich ein wenig versprochen*, weil wegen der Aufkäufer *allhier in Flensburg kein Getrayde fürs Geld zu bekommen war, obschon bey die mehrsten Handelsmänner hieselbst genug vorhanden, aber zur Austransportierung nach fremde Länder bestimmt war.*

Die Maßnahmen, mit denen die Obrigkeit auf die Unruhen reagierte, waren stets gleich: jedesmal wurde Militär angefordert, so auch in Flensburg, wo der Magistrat nicht nur darum bat, die Eskadron des Rittmeisters Hedemann in der Stadt zu belassen, sondern auch noch mehrere hundert Mann Verstärkung anforderte. Als die Unruhen schließlich nach einer knappen Woche beendet waren, verlangten die Deputierten der Stadt Flensburg, daß die verstärkte Garnison weiter in der Stadt bleiben und noch durch Infanterie erweitert werden solle, damit die Bürgerschaft *in Zukunft wider dergleichen Angriffe auf ihre Person und Eigenthum hinlänglich gesichert, und bei jedem Versuch ruhestörender Köpfe geschützt werden möge*. Denn wir zweifeln sehr daran, daß die Gemüter des gemeinen Mans dermaßen besänftigt und das Auflodern desselben

solchergestalt gedämpft worden, daß es nicht wieder bei fehlender Übermacht ärger wie vorher tumultuarische Rache suchen würde. Die in Flensburg liegende Kavallerie sei wirkungslos, wie sich *bei dem unbedeutendsten Auflauf wehrloser Rottirer (!)* gezeigt habe. Die Angst des Bürgertums, zu denen ja auch die Kaufleute gehörten, vor erneuten Unruhen war sehr groß, sicher nicht zu Unrecht. Denn die Mittel, auf die der Staat zurückgriff, waren kaum geeignet, langfristig eine Verbesserung zu schaffen. Er reagierte auf den veränderten Marktmechanismus mit den alten Maßnahmen mercantilistischer Politik. Es werden immer wieder Kornausfuhrverbote erlassen, ohne großen Erfolg. Denn, so wird noch 1812 geklagt, *die Ausfuhr des Corns aus den Häfen Rendsburg und Kiel dauert in eins fort, und das Corn geht theils nach Hamburg, theils nach Norwegen.* Mit Verboten war dem Kornexport nicht beizukommen, gegen die großen Kaufleute mußte solche Politik aussichtslos bleiben.

Die Antwort auf die Frage, wer die Aufstände getragen hat, ist nicht verwunderlich. Es sind durchweg Menschen, die ausschließlich von dem verdienten Lohn leben mußten und nicht auf Formen der Naturalversorgung zurückgreifen konnten. In Flensburg waren es die Schiffszimmerleute, aber auch andere, in Zünften organisierte Handwerker wie Hauszimmerleute, Maurer und Schuster beteiligten sich.

Die Flensburger Schiffszimmerleute hatten bereits 1788 geklagt, daß die Schiffsbauer Zimmerleute vom Land, die für weniger Tagelohn arbeiteten, ihnen vorzögen, sie so um ihren Verdienst gebracht würden, da ihr Lohn doch höher sein müsse als der der Landhandwerker, die die Abgaben in der Stadt nicht zahlen müßten und zudem das Leben auf dem Lande billiger sei als in der Stadt. 1744 war zwar eine diesbezügliche Anordnung an die Meister erlassen worden, allerdings ohne daß diese sich danach richteten. Es sei noch angemerkt, daß die Schiffszimmerleute in keiner Zunft organisiert und die Gesellen meistens verheiratet waren. Unter diesen Bedingungen mußte sie die Verteuerung von Lebensmitteln besonders treffen.

Es waren also in der Regel jene Teile der Bevölkerung, die besonders auf das Funktionieren des lokalen Marktes angewiesen waren, da ihr Verdienst ausschließlich in Geldlohn bestand, der gerade ausreichte, die täglichen Bedürfnisse zu decken: Handwerker und Tagelöhner. Allerdings war es stets möglich, daß die Unruhen auf die zünftigen Handwerksmeister und das städtische Bürgertum Übergriffen. In Flensburg befürchtete der Magistrat und er sollte damit Recht behalten, daß sogar viele zünftige Handwerker, die bisher lieber zugesehen als mitgewürkt, sich hinreißen lassen könnten. In ihren Berichten stellen die städtischen Behörden die Aufständischen häufig als den „ganzen Pöbel“ dar. Aber schon die Zahl der Teilnehmer, — einmal heißt es über Flensburg, daß es über Tausend Mann wären, läßt vermuten, daß die Unruhen mehr Menschen als nur den „Pöbel“ betrafen und daß diese Bezeichnung vielleicht eher der Versuch war, den Eindruck zu vermeiden, als hätten Bürger an ihnen teil, immerhin heißt es über einen entkommenen Hauszimmermann, der hier den Sprecher des Menschengeschlechts gemacht, daß er ein eigenes Häuschen und einen Wohlstand

hat.

Die Aufständischen gehören, nach den Berichten der Obrigkeit, den *geringen Volksclasse(n)* an, *Handwerker und Pöbel*, wie dann erklärend angefügt wird. Doch die bereits erwähnte Furcht, die Unruhen könnten auch auf das zünftige Handwerk übergreifen, zeigt, daß hier zu den unzünftigen Handwerkern wie den Schiffszimmerleuten deutlich differenziert wird. So wird die Teilnahme des zum zünftigen Handwerk gehörigen Schustermeisters Mahrt in einem Bericht des Magistrats ausschließlich in Bezug gesetzt zu seinem — vielleicht auch nur unterstellten — schlechten Lebenswandel. *Dieser Mensch, der ein nicht ungeschickter Arbeiter und 36 Jahr, noch in seinen besten fahren ist, hat durch seine ausschweifende Lebensart und da er dem Brandtwein so sehr ergeben, sich vorsezt zu einem unnützen Mitglied der Gesellschaft gemacht.* Er hätte schon lange Zuchthausstrafe verdient, *um ihn durch die Länge der Zeit vom Saufen zu entwöhnen und zu einem besseren Menschen umzuformen und zahm zu machen, indem seine Keckheit und Frechheit außerordentlich weit geht.*

Das Wissen um die Bedeutung, die die Zunftzugehörigkeit bei der Beurteilung spielte, ist deutlich aus dem Gnadengesuch des Mahrt herauszulesen. Er präsentiert sich als Zunftmitglied während einer Amtshandlung, die Unruhen „draußen“ scheinen einer anderen Welt anzugehören. *Am 2. Junii 1795 war unser Amt bey einem Meisterstücke versammelt und bekanntlich wird bey solchen Gelegenheiten etwas mehr wie gewöhnlich getrunken.* Auf dem Weg zu seiner Schwester *begegnete mir der ganze Haufe der unruhigen Handwerker, schlug mir die Pfeife aus dem Munde und riß mich mit sich fort.* So mußte ich wider meinen Vorsatz Theil an den Aufstand nehmen, mit dem ich nachher aber weiter nichts zu thun hatte. Die für den Schustermeister Mahrt belegte Äußerung: *Nun soll alles in Flensburg einen besseren Schick kriegen, nun wollen wir regenten,* und natürlich die Häufung der Unruhe gerade in den 1790er Jahren legen den Schluß nahe, daß die französische Revolution als Auslöser eine nicht geringe Rolle gespielt hat. Johann Hvidtfeldt vertritt die Auffassung, daß diese Ereignisse erst bei der Bevölkerung das Gefühl von Solidarität haben wachsen lassen, das solche Reaktionen ermöglicht. Doch bei dieser Folgerung ist mehreres zu bedenken. Die Traditionen der Lebensmittelunruhen reichen vor die Zeit der französischen Revolution zurück. Edward Thompson konnte sie für England bis in das 18. Jahrhundert zurückverfolgen, auch in Schleswig-Holstein sind sie zumindest für die 1780er Jahre belegbar. Die Häufung von Unruhen in den Jahren 1794/95, in Jahren also die von einer ganz spezifischen Situation geprägt waren, läßt eher vermuten, daß die Proteste Reaktionen auf eine sich immer mehr verschärfende soziale und wirtschaftliche Lage waren, als nur ein Reflex auf die französische Revolution. Sicher bedurfte es auch nicht der Kenntnis der französischen Verhältnisse, um die Handwerker — und um die handelte es sich in vielen Fällen, so auch in Flensburg — zu lehren, was Solidarität bewirken kann. Denn das wußten sie aus den für das 18. Jahrhundert vielfach belegten Streiks und Arbeitsniederlegungen aus

eigener Erfahrung.

Unbestritten jedoch waren Ideen der französischen Revolution in mehr oder weniger popularisierter Form in der Bevölkerung vorhanden. Wie weit diese jedoch als politische Forderungen internalisiert waren oder bloße verbale Paraphrasierung blieben, läßt sich nach dem bearbeiteten Material nicht endgültig entscheiden. Zwar schreibt der Flensburger Bürgermeister Thorstraten, daß *nicht die Not, sondern eine unwiderstehliche Sansculotten Anwandlung, bey der ersten der besten Gelegenheit ein Probestück zu wagen*, der eigentliche Anlaß der Unruhen gewesen sei und *in einem Haus hatten die Tumultuanten sich ausdrücklich geäußert, daß sie izt alles auf französischen Fuß haben wollten.*

Auch in anderen Unruhen klingt Ideengut der französischen Revolution in verbalen Rückgriffen an. In Altona rufen die Schustergesellen, als sie das Haus des Schlachters und Gastwirts stürmten: *Es lebe Christian VII, wir wollen von keiner Gleichheit und Freiheit wissen, aber der Schlachter Lanz muß gleich gemacht werden.* Eine angeblich ausgesteckte Freiheitsmütze und ein abzuhaltenes Freiheitsmahl erscheinen nur als Gerücht in den Berichten der Obrigkeit. Als der Helgoländer Lotse Möhr Nommels Stolt 1795, als die Verteilung von Strandgut an verarmte Seemannswitwen und -waisen gefordert wurde, drohte, daß *das Land morgen in Blut stehen würde*, befürchtete die Helgoländer Obrigkeit, daß es in der That kein Wunder war, wenn wir die Erneuerung von *Pariser und Warschauer Scenen hier im kleinen erwarteten.*

Bedenkt man jedoch die brisante ökonomische Situation, die den Hintergrund der Unruhen bildete und auf die das Protestverhalten auch beschränkt blieb — das Festsetzen eines angemessenen Preises oder das Verhindern der Ausfuhr von Lebensmitteln —, so sind die Hinweise auf den ursächlichen Zusammenhang mit der französischen Revolution in den obrigkeitlichen Berichten wohl eher als Topos zu verstehen, um auf die Bedrohlichkeit der Unruhen aufmerksam zu machen, als als Indiz für revolutionäres politisches Bewußtsein bei Handwerkern und Tagelöhnern.

1848 kam es in Schleswig-Holstein noch zweimal zu Unruhen, die dem klassischen Muster der Hungerunruhe folgten. Angesichts anderer, neuer Forderungen wirken sie fast wie ein Anachronismus. Überspitzt könnte man die Veränderung formulieren: statt „Brot für's Geld“ heißt es nun „Geld für's Brot“, d. h. daß nun nicht mehr die „Idee des gerechten Preises“ und damit die Marktsituation den Antrieb zum Aufruhr lieferten, sondern daß sich geldwirtschaftliches Denken auch in den Unterschichten durchgesetzt hatte, der Lohn sollte den Lebensunterhalt sichern. Hungerunruhen als Ausdruck sozialen Protests gehören in die Zeit des Feudalismus. Edward Thompson hat diesen Vorgang in der These formuliert, daß der Klassenkonflikt des 18. Jahrhunderts über den Brotpreis, der des 19. Jahrhunderts über die Lohnfrage vermittelt sei.

QUELLENVERZEICHNIS

Landesarchiv Schleswig-Holstein

Abt. 10	Nr. 322, Nr.468
Abt. 65.2.	Nr. 337 II
Abt. 66	Nr. 2120

LITERATURVERZEICHNIS

Wilhelm Abel, Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg, Berlin 1974.

Volkmar von Arnim, Krisen und Konjunkturen der Landwirtschaft in Schleswig- Holstein vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Neumünster 1957. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig- Holsteins Bd. 35.)

Flensburg — Geschichte einer Grenzstadt. Flensburg 1966. (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte Nr. 17.)

Silke Götsch, Hungerunruhen — Veränderungen im traditionellen Protestverhalten. In: Zeitschrift für Volkskunde 80, 1984 (im Druck).

Andreas Griesinger, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M., Berlin/Wien 1981. (Ullstein Materialien)

Lars N. Henningsen, Misvækst og kornspekulatio i Sønderjylland 1698-1847. En studie i dyrtids- og hungeraar og krisepolitik. In: Sønderjyske Aarbøger 1981. S. 5-56. *Johan Hvidtfeldt*, Social og politisk uro i Sønderjylland paa revolutionstiden. In: Sønderjyske Aarbøger 1945. S. 128-169.

Edward P. Thompson, Die „moralische Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert. In: Ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1980. S. 67-130. (Ullstein Materialien)

Die Aufklärung in Flensburg*

Die Aufklärung war ein im Laufe des 18. Jahrhunderts sich entfaltender Prozeß rationaler Weltaneignung und Weltgestaltung. Ihr Ziel war der mündige Bürger, der auf der Grundlage von Vernunft und Kritik seine gemeinnützige Verpflichtung erkannte und wahrnahm, war der freie Diskurs und die auf ihm aufbauende „Verbesserung“ — so der zeitgenössische Begriff für Reform — in nahezu allen Lebensbereichen. Von einer wissenschaftlich-literarischen Richtung wurde sie über eine literarisch-publizistische Strömung zu einer breiten Reformbewegung. Ihre Geschichte kann ohne zwei weitere, mit der Aufklärung in enger Wechselwirkung sich vollziehende Wandlungen im Übergang von der alteuropäischen, ständisch geprägten zur modernen demokratischen Gesellschaft nicht verstanden werden: die Entstehung der Freizeit und die Herausbildung der Öffentlichkeit. Die Aufklärung war ein wichtiger Teil der Säkularisierungs- und Emanzipationsbewegung der Neuzeit und mit den von ihr geprägten Reformen auch ein wesentlicher Faktor der Modernisierung.

Waren ihre Träger zunächst die Gelehrten, so erweiterte sich die Trägerschicht zusehends: Beamte, Ärzte, Juristen, Geistliche, Kaufleute, schließlich auch Volksschullehrer und einzelne Handwerker gehörten dazu. Dennoch blieben die Aufklärer bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine kritische Avantgarde, eine kleine Minderheit, die durch ein weitgefächertes Kommunikationsnetz zusammengehalten wurde und sich — neben der Arbeit in den jeweiligen beruflichen Aufgabenfeldern — eigene Organisationsformen schuf: gelehrt und literarische Gesellschaften, Akademien, Freimaurerlogen, patriotisch-gemeinnützige Sozietäten, Lesegesellschaften, Fachvereine für Lehrer, Ärzte, Geistliche, Apotheker, Juristen und Landwirte, Schüler- und Studentenvereine, Klubs, in denen belehrend-aufklärerische mit unterhaltenden Elementen verbunden waren. Menschen unterschiedlicher Profession und Konfession kamen in diesen „freien Associationen“ zusammen, bildeten sich in ihnen weiter, lernten in ihnen demokratische Verhaltensweisen und Toleranz, stellten sich gemeinsame Aufgaben zur „Verbesserung“ der Lebensverhältnisse.

Neben dem Reformprogramm des Aufgeklärten Absolutismus, der „Aufklärung von oben“, standen die vielfältigen Reformbestrebungen „von unten“, von initiativ werdenden Bürgern, die oft im Rechtssinn der Zeit keine Bürger waren. Verwaltung und Justiz, Finanzen und Wirtschaft, Erziehung und Bildung, Sozialfürsorge, Gesundheitswesen

* Überarbeitete Fassung eines am 15. März 1984 vor der Gesellschaft für Flensburger Stadt geschickte gehaltenen Vortrags. — Herrn Archiv direkt or Dr. Hans-Friedrich Schütt (Flensburg) danke ich herzlich für die Überlasung seines Vortragsmanuskriptes „Die Aufklärung im deutsch-dänischen Grenzraum“ aus dem Jahre 1978.

und Armenwesen sowie die Toleranzfrage gehörten zu den Themen des „Jahrhunderts der Aufklärung“. Ganz überwiegend vollzogen sich die Reformen im Rahmen der bestehenden Ordnung, wiesen jedoch auch schon über sie hinaus. Bei allen Einzel- und Privatinteressen, die durchaus nicht fehlten, fühlten sich die Aufklärer doch der „Menschheit“ und den „Menschenrechten“ verpflichtet.

In der Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg, einer Epoche wirtschaftlicher Veränderungen und wachsender sozialer Krisen und Spannungen, intensivierten die Aufklärer ihr Reformprogramm und die Diskussion darüber. Es entstand eine auch an politischen, sozialen und ökonomischen Fragen anteilnehmende Öffentlichkeit, die durch Zeitungen und Zeitschriften, Broschüren und Bücher sowohl informiert wurde als auch selbst Meinungen zu bilden begann. Eine zunehmende Politisierung ist unverkennbar. In den Jahren der Französischen Revolution vertiefte sich das politische Interesse, wurden unterschiedliche politische Strömungen sichtbar. Zwar geriet die Aufklärung in der napoleonischen Ära und in der Phase der Restauration teilweise in die Defensive, doch oft gelang ihr der Anschluß an die Emanzipationsbewegungen des Bürgertums und der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert, die ihre Ziele teilten und erweiterten.

Auch im 18. Jahrhundert hatte sich die Aufklärung — wie ihre Erben im 19. und 20. Jahrhundert — mit anderen Strömungen auseinanderzusetzen: mit der Orthodoxyie in allen Konfessionen, mit dem ihr in manchem verwandten, im Ziel letztlich doch anders gerichteten Pietismus, mit der Empfindsamkeit, mit der sie sich eng verband, mit dem Sturm und Drang, der Klassik und der beginnenden Romantik. Die Aufklärung war keine antireligiöse Bewegung, sie veränderte vielmehr in allen Glaubensgemeinschaften zumindest zeitweise die Schwerpunkte: von dogmatischer Starre und Enge zur Bewährung in der Welt, zur praktizierten Nächstenliebe. Sie war schließlich eine internationale Bewegung, die sich in den einzelnen Territorien und Stadtstaaten im „Patriotismus nach innen“ in ganz eigener Weise ausprägte.

Schleswig-Holstein gehörte gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der Sicht der Zeitgenossen zu den „aufgeklärtesten Provinzen“. Sowohl der Aufgeklärte Absolutismus der beiden Bernstorffs und der kurzen, jedoch folgenreichen Stuensee-Periode als auch lokale und regionale Sozietäten schufen beachtliche „Verbesserungen“: neben der frühen Agrarreform und Bauernbefreiung sind das Schulwesen — in Schleswig-Holstein begründeten Johann Bernhard Basedow und Martin Ehlers in den sechziger Jahren in Altona und Segeberg den Philanthropismus, die pädagogische Reformbewegung der Aufklärung, setzten sich Johann Andreas Cramer und der Generalsuperintendent Adler mit Erfolg für bessere Schulen ein —, das Gesundheits- und Armenwesen besonders zu nennen. Ursachen der Armut werden erkannt und führten zur Gründung zahlreicher, oft von Vereinen getragener Hilfs- und Unterstützungseinrichtungen, insbesondere von Sparkassen, die der Hilfe zur Selbsthilfe dienten. Kiel wurde mit der Universität und dem Lehrerseminar zu einem Zentrum der Aufklärung in Norddeutschland, Altona, die Freistatt des Glaubens und der Gewerbe mit dem Akademischen Gymnasium

Christianeum, mit seinen Zeitungen und Zeitschriften blieb ein Vorort der Aufklärung in den Herzogtümern, die auch aus Hamburg und Lübeck wichtige Impulse erhielt. In Altona kam es zu ungewöhnlich engen Verbindungen zwischen Christen und Juden im Zeichen und mit nachweisbarer Einwirkung Lessings und Mendelssohns — ein Sonderfall in der deutschen Geschichte jener Zeit. Zahlreiche Vereine entstanden in den Städten und auch auf dem Lande. In der Wirkung der Aufklärung auf das Land ist Schleswig-Holstein nur mit anderen norddeutschen Küstenregionen und der Schweiz zu vergleichen. In den politischen und weltanschaulichen Kämpfen während der Französischen Revolution und der napoleonischen Zeit gelang es den Gegnern der Aufklärung und der Revolution, insbesondere dem konservativen Kreis um Fritz von Reventlow auf Emkendorf, zwar zeitweilig, mit Eingriffen in die Universität und das Lehrerseminar in Kiel die Aufklärung zu schwächen, doch blieben aufklärerische Ideen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wirksam, wie sich an einzelnen Persönlichkeiten, zum Beispiel dem Schleswiger Rektor Georg Friedrich Schumacher, dessen Autobiographie (die „Genrebilder“) gerade nachgedruckt worden ist, gut zeigen läßt. Aufklärerische Publizisten und Reformer wie Martin Ehlers und August Hennings, wie Heinrich Christian Boie — ein gebürtiger Flensburger — und viele andere, weniger bekannte, mitunter fast vergessene Männer hatten einen Grundstein gelegt, auf dem im 19. Jahrhundert Liberale, Demokraten und Sozialisten aufbauen konnten.

Nach Altona und Kiel wurde Flensburg im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einem Mittelpunkt der Aufklärung in Schleswig-Holstein. Daß sich die Stadt neuen Vorstellungen öffnete, lag auch in ihrer Gesamtentwicklung im 18. und frühen 19. Jahrhundert begründet. Flensburg zählte nämlich, ungeachtet mancher Krisen und Rückschläge, zu den nicht eben zahlreichen Städten jener Epoche, die nicht von Stagnation und Rückschritt, sondern von Wachstum und Veränderung geprägt wurden. Hatte die Stadt 1721 zwischen 4 000 und 5 000 Einwohner, so waren es 1769 schon 6 842 und 1803 sogar 10 666 Menschen, die an der Förde lebten. Diese Zunahme der Bevölkerung spiegelt die wachsende wirtschaftliche Bedeutung, die Intensivierung der vielfältigen Handelsverbindungen der Stadt wider. Zahlreiche kommerzielle Fäden verknüpften Flensburg mit dem dänischen Gesamtstaat, insbesondere mit Norwegen, mit den europäischen Staaten, vor allem mit England und Frankreich, und durch die Westindienfahrt auch mit Übersee. Durch die zunehmenden wirtschaftlichen Beziehungen wurde der Horizont vieler Flensburger erweitert, das Interesse für Geographie, Geschichte, Politik und Naturkunde geweckt oder vertieft. Das Fremde, das Unbekannte gewann Konturen, übergreifende Zusammenhänge wurden deutlicher, das Bewußtsein, daß die Menschen handelndes Subjekt, nicht oder nicht nur ausgeliefertes Objekt der Geschichte seien, verstärkte sich, die rationale Weltaneignung und Weltgestaltung der Aufklärung verbreitete sich zusehends.

Wachsende wirtschaftliche Bedeutung und Fortschritte im Aufklärungsprozeß veränderten das Gesicht der Stadt. Eine rege Bautätigkeit setzte ein, seit 1796 entstand

vor dem Nordertor die Neustadt, die Schönheit der Lage an der Förde und der Natur vor den Mauern der Grenzen des Gemeinwesens wurde eigentlich erst jetzt erkannt, vielfach beschrieben und besungen, fand ihren Ausdruck in Gärten und Landhäusern, in Spaziergängen und Ausflügen. Doch hatte die ökonomische und politische Entwicklung auch ihre Schattenseiten. Der starke Zuzug in die Stadt, wechselnde Konjunkturen, steigende Preise für Lebenshaltung und Mieten führten zu einem Anwachsen der Armut. So kam es 1795 zu Unruhen wegen des Kornpreises, von denen Bürgermeister Josias Thor Straten meinte, „nicht die Noth, sondern eine unwiderstehliche Sansculottenanwandlung“ habe sie herbeigeführt. In Wirklichkeit dürfte die „Noth“ stärker gewirkt haben als die Einflüsse des revolutionären Geschehens in Frankreich und seines Echos in Deutschland. Auch bei den Gesellenunruhen, in denen es durchweg um die Behauptung der Ehre, der spezifischen Rechte und Verhaltensweisen, ging, war die „Noth“ sicherlich von größerem Gewicht als kritisches politisches Bewußtsein.

Zeitgenossen, die im ausgehenden 18. Jahrhundert nach Flensburg kamen und ihre Eindrücke festhielten, betonten die positiven Züge. So sah der Graf Miranda, ein venezolanischer Freiheitskämpfer, der am amerikanischen Unabhängigkeitskampf und den französischen Revolutionskriegen teilnahm, 1788 in Flensburg die blühendste und lebhafteste Stadt im dänischen Gesamtstaat — auch in Kopenhagen fand er „nicht so viel Leben wie hier“. Für den sächsischen Reiseschriftsteller Karl Gottlob Küttner war Flensburg zehn Jahre später „der reichste und wichtigste Ort des Landes“. Auch er konstatierte: „alles ist Thätigkeit und Betriebsamkeit“. Heinrich Christian Boie erschien 1780 die Lage seiner Heimatstadt „wie ein Amphitheater“. Nicht nur Gäste priesen die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, auch die einheimischen Aufklärer rühmten sie. So meinte Heinrich Harries 1789 in einem von Zuneigung und einem Schuß Ironie geprägten Gedicht, Flensburg sei zwar nicht mit dem Königstein in der Sächsischen Schweiz und dem Brocken im Harz vergleichbar, doch „gar traulich“. Und Andreas Peter Andresen widmete 1804 eine ganze Elegie Flensburg und seinen Naturschönheiten. Solche Schilderungen belegen einmal mehr, wie eng Aufklärung und Empfindsamkeit verschwistert waren. In mehreren Beschreibungen sind die Gärten vor der Stadt überliefert, in denen sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert die englische Gartenkultur als vorbildlich und stilprägend erwies. In diesem Rahmen entfaltete sich die Aufklärung, zunächst als wissenschaftliche Richtung, für die Männer wie der als Historiker und Genealoge bedeutende Rektor Olaus Heinrich Moller prägend waren. Aus diesen Anfängen wurde bald eine breitere literarisch-publizistische Strömung, in der noch immer die Akademiker tonangebend waren, jedoch auch schon über ihren engeren Kreis hinaus Resonanz fanden. Mit der Firma Korte war ein auch überregional beachteter Verlag in Flensburg tätig, der die Stadt mit dem stark expandierenden Buchmarkt verband. Literatur und Publizistik von außerhalb kamen in wachsendem Maße an die Förde, wurden intensiv studiert und zum Ausgangspunkt des Diskurses. Waren es zunächst nur einzelne Persönlichkeiten und Familien, die sich der

zeitgenössischen Literatur annahmen, — so las Bürgermeister Georg Claeden die Werke Christian Fürchtegott Gellerts, unterhielt Anna Caecilia Ambrosius, die Tochter eines Oberlandgerichtsadvokaten, eine Brieffreundschaft mit Friedrich Gottlieb Klopstock, war das Pastorat Johann Friedrich Boies am Südermarkt literarisch interessiert —, so wuchs in den achtziger und neunziger Jahren der Kreis der Lesenden und auch der Schreibenden. So entstand nach mehreren vorangegangenen, kurzlebigen Versuchen 1788 mit dem „Flensburgischen Wochenblatt für Jedermann“ eine dauerhaftere Zeitung, deren Redaktion fünf Jahre von Heinrich Harries geleitet wurde. Der Sohn eines Zuckersieders hatte sich schon als Schüler für das Theater und die Literatur, vor allem für Klopstocks „Messias“, begeistert und dann in Göttingen Theologie studiert. Er verkörperte in Flensburg den für die Entfaltung der Aufklärung wichtigen Typus des akademisch Gebildeten, vielseitig Interessierten, der vor und auch noch nach dem Eintritt in das Berufsleben — Harries wurde 1790 Pastor in Sieverstedt, 1794 in Brügge im Amt Bordesholm — mit Wort und Schrift seine Mitmenschen zu informieren und aufzuklären strebte. Berend Kordes' Lexikon der schleswig-holsteinischen Schriftsteller, das 1797 erschien, verzeichnet achtzehn Autoren in Flensburg, die neben ihrem Amt oder Beruf mit Veröffentlichungen hervortraten. Damit stand die Stadt nach Altona (65), Kiel (58) und Schleswig (21) an vierter Stelle in den Herzogtümern.

Neben Büchern, Zeitschriften und Zeitungen wurde das Theater zu einem Medium und Instrument der Aufklärung. Während in der ersten Jahrhunderthälfte der Rat das Auftreten der „Komödianten“ mit großem Mißtrauen begleitete, galten doch die Akteure als gesellschaftliche Außenseiter, wurden seit den siebziger Jahren die Aufführungen von Wandertruppen oder des benachbarten Schleswiger Theaters häufiger, fanden die Schauspieler und ihre Leistungen wachsende Anerkennung. 1795 wurde hinter dem Rathaus ein hölzernes „Comoedienhaus“ errichtet, das in dreizehn Logen 120, im Parkett 200, im Parterre 180 und auf der Galerie 300 Zuschauern, insgesamt also 800 Menschen Platz bot. Dieses für eine Stadt von der Größe Flensburgs beachtliche Schauspielhaus wurde mit einem Prolog von Harries, der auch die Inschrift über dem Portal „Nicht bloß zur Lust, auch zur Belehrung“ angeregt hatte, eröffnet. Darin rühmte er die Stadt, „wo Sinn für Wahr und Schön und Sympathie für jede Muse sich so allgemein und schnell entfaltete, daß diese Halle, die vor 30 Jahren ein Götzentempel, und ihr Bau ein Werk der letzten bösen Zeit gescholten wäre“, entstanden sei. Er bezog sich dabei auf die heftigen Auseinandersetzungen in den sechziger Jahren in Hamburg, in denen Orthodoxe und Aufklärer um die von ersteren bestrittene Sittlichkeit der Schaubühne kämpften. Auch die Inschrift über der Haupttür des Theaters „Introite! nam et heic Dii sunt“ (Tretet ein, denn auch hier sind Götter) gehört in diesen Kontext — übernommen wurde damit das Motto, welches Gotthold Ephraim Lessing seinem „Nathan“, dem Plädoyer für Toleranz und Menschlichkeit von der „Kanzel“ des Theaters, vorangestellt hatte. 1798 bildete sich in Flensburg ein „Theatralische Gesellschaft“, in

der sich Privatleute zu Liebhaberaufführungen zusammenfanden, 1799 wurde gar die Etablierung eines „Nationaltheaters“ — vielleicht nach Altonaer Vorbild — erwogen. Vorbei waren die Zeiten, in denen der Rat — wie im Jahre 1763 — vom Theater weder für die Ökonomie noch für die guten Sitten der Stadt Vorteile erwartete. Nun hatte sich die Schaubühne als Stätte der „Kultur“ und „schönen Humanität“ einen festen Platz im städtischen Leben erobert. Parallel zum Aufstieg des Theaters vollzog sich in der Musik eine Schwerpunktverlagerung von der Kirchenmusik hin zu weltlichen Konzerten.

Durch die Literatur und Publizistik wie über das Theater verbreiteten sich aufklärerische Ideen, die zum Ausgangspunkt eigener Organisationen wurden. Das Bedürfnis nach Lektüre und Information, der Wunsch zum Gedankenaustausch und kritischen Diskurs ließen Vereine entstehen. 1793 bestanden in Flensburg zwei deutsche, eine dänische und eine französische Lesegesellschaft, zu denen 1794 eine weitere deutsche hinzukam. Auch an der Förde führte offenkundig die Französische Revolution zu einer Politisierung, zur wachsenden Nachfrage nach Literatur und Publizistik. Der Kieler Professor August Niemann berichtete 1797, daß hier vier Lesebibliotheken — wohl Lesegesellschaften mit eigener Bibliothek, vielleicht aber auch Leihbibliotheken — und zwei Lesegesellschaften — möglicherweise Lesezirkel, in denen Bücher und Periodica nur umliefen — zu finden seien. Die drei deutschen Lesegesellschaften, die 1794 bestanden, boten ihren Mitgliedern immerhin 9 000 Bücher an.

Leseabende, Geselligkeit im Haus und in der Natur waren Bestandteil privater Zusammenkünfte, aus denen häufig Vereine wurden. Auch in Flensburg entstand aus einem solchen „Harmonischen Klub“ 1804 eine neue Sozietät, die „Harmonie“, nach dem Vorbild Hamburgs (1789), Altonas (1799) und Kiels (1800). Sie brachte es schon bald auf 130 Mitglieder und konnte 1804/05 Gäste aus Berlin, Braunschweig, Bremen, Leipzig, Christiania (Oslo), Trondheim, Stockholm, Liverpool, London, Bordeaux, Marseille, Genua, Riga und Guadeloupe begrüßen, ein Beleg mehr für Flensburgs internationale Handelsbeziehungen und für die guten Möglichkeiten, sich aus erster Hand über Land und Leute nah und fern zu orientieren. Daneben bot die in der „Harmonie“ ausliegende Presse vielfältige Informationen: der „Hamburgische Correspondent“, die auflagenstärkste und gehaltreichste deutsche Zeitung jener Epoche, die „Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten“, der „Altonaische Mercurius“, das Flensburger „Wochenblatt“, die „Dänische Kollegialzeitung“. Sechs weitere Zeitungen, neun Monatsschriften und verschiedene Wochenblätter aus den Herzogtümern kamen 1814 hinzu. Zehn Jahre später wurden nur noch einige Zeitungen gehalten. Erst als sich im Vormärz des politische Interesse verstärkte, wurde ein neues „Lesecabinet“ eingerichtet. Bereits 1835 hatte sich wegen der unpolitischen und exklusiven Geselligkeit der „Harmonie“ — die der Entwicklung vieler mit aufklärerischen Intentionen gegründeten Klubs entsprach — der „Bürger-Verein“ (später „Borgerforening“) gebildet, der sich auch der Lektüre widmete. Überhaupt wurde im Vormärz vielfach an die Aufklärung angeknüpft: im Vereinswesen, in der Schaffung von

Bibliotheken, mit neuen Zeitungen.

Mit den Vereinen, den „Sozietäten“ kamen in der noch weitgehend ständisch geprägten alteuropäischen Gesellschaft neue Prinzipien zum Durchbruch. In den „freien Associationen“ verbanden sich Menschen unterschiedlicher Herkunft, Profession und Konfession zu gemeinsamen Handeln, lernten demokratische Verhaltens- und Verfahrensweisen, übten sich im Diskurs. Damit wurden die Vereine zu wichtigen Faktoren für den Prozeß der Emanzipation, der Demokratisierung und Modernisierung. Akademiker, Kaufleute, um die Jahrhundertwende auch Volksschullehrer, vereinzelt Handwerker wirkten so aktiv am Prozeß der Aufklärung mit. Auch wenn sie eine Minderheit, eine kritische Avantgarde blieben, so dürfen die Langzeitfolgen ihrer Tätigkeit nicht unterschätzt werden. Sie weckten Interesse und Engagement für das Gemeinwesen in einer Zeit, da nur wenige — in Flensburg nur Kaufleute — Zugang zur politischen Teilhabe hatten: 1769 waren es 117, 1803 153 Personen, 1,71 bzw. 1,41 % der Stadtbewohner!

Von großer Bedeutung für die Aufklärung wurde, daß sie sich mehr und mehr auch in der Kirche durchsetzte, wenngleich immer auch andere Strömungen neben ihr Rang und Einfluß behaupteten. Propst Nicolaus Johannsen, der der Orthodoxie zuneigte, wollte zur „Veredelung des Herzens“ und zur „Schärfung des Verstandes“ beitragen. 1789 führte der Propst als neuen Pastor an St. Marien Matthias Friedrich Paisen ein, von dem Bürgermeister Josias thor Straten „Beförderung der Aufklärung“ erwartete. Er wurde nicht enttäuscht. Als Paisen 1797 nach Schleswig ging — später wirkte er auch in Kopenhagen —, bedauerten dies die Aufklärer sehr. Am 11. April 1798 wurde ihm zu Ehren ein Gedicht in das Flensburger „Wochenblatt“ eingerückt, das für das aufklärerische Verständnis von Religion und Kirche charakteristisch ist:

„Wir ehrten dich! — Du tiefer Forscher!
Du lehrtest frei von jeder Zunft!
Nicht schulgerecht! Doch ernst und weise
Sprachst du von Gott — Natur — Vernunft!

Du predigtest mit heilger Rührung,
dein Wort war Kraft und Hochgefühl,
wir sahn das Licht der Wahrheit strahlen
und jedes Irrtums Decke fiel!

Mann Gottes! an geweihter Stätte
und im vertrauten Kreis sprachst du
mit Flammeneifer, und es flogen
dir aller Hörer Herzen zu!“

Vor Paisens Weggang war es zwischen Johannsen und ihm zu Meinungsverschiedenheiten gekommen, die durch Georg Conrad Meyer und seine Zeitschrift „Der neue Mensch“ — von beiden wird noch zu reden sein — und durch des

Kandidaten der Theologie Matthias Friedrich Greiff „Flensburger Sonntags-Blatt für Wahrheitsfreunde“, das dem „Prüfstein“ der Vernunft verpflichtet war, geschürt wurden. Dabei ging es vor allem um die Lehre von der Erbsünde. Aus den Quellen wird deutlich, daß Paisen besonders bei den Gebildeten Anklang fand, während Johannsen im Kleinbürgertum und in den Unterschichten stärkere Resonanz fand — ein mentalitäts- und bildungsgeschichtlich wichtiger Hinweis. Verschärft wurde die Kontroverse durch des Propsten Predigt bei der Amtseinführung Georg Wilhelm Valentiners an St. Marien. 39 Jahre wirkte dieser aufklärerische Seelsorger in der Stadt. 1828 bildete sich ein „Literarischer Verein für die Prediger in der Propstei Flensburg“, in dem Elemente der Aufklärung wirksam waren. 1821 entstanden eine Bibelgesellschaft und 1831 ein Missionsverein, die wohl eher von der Gegenbewegung gegen die Aufklärung bestimmt wurden.

Ein gegenaufklärerischer, pietistisch-erbaulich gestimmter Zirkel arbeitete in Flensburg von 1784 bis etwa 1805. Sein Mittelpunkt war der Schreib- und Rechenmeister Hans Kallsen, Organist an St. Johannis, der Schiffer, Handwerker, Lehrer und auswärtige Mitglieder um sich sammelte und mit der Christentumsgesellschaft in Basel in Verbindung stand. Religiös-kirchlichen wie politischen Neuerungen war dieser Kreis abgeneigt. Gott möge Flensburg vor „Freyheit und Gleichheit, übel verstanden“ schützen, bat er 1796. Mit Kallsens Tod 1800 verlor die Gruppe ihren Kern und Halt. Sie war zwar Teil eines größeren, gegenaufklärerischen Kommunikationszusammenhangs, hatte jedoch kaum größere Wirkung auf eine breitere Öffentlichkeit.

Freiheit und Gleichheit waren die Lösungen eines lange vergessenen Flensburger Aufklärers, des Kandidaten der Rechte Georg Conrad Meyer und seine Zeitschrift „Der neue Mensch“, die in den Jahren 1796 und 1797 erschien und zu den radikalsten politischen Blättern jener Jahre gehörte. Meyer, der Sohn eines Zollschreibers, hatte in Kiel studiert, dort an Raufhändeln und Unruhen der Studenten gegen die Amtsenthebung des revolutionsfreundlichen Professors Carl Friedrich Cramer teilgenommen und war deswegen relegiert worden. Nach Flensburg zurückgekehrt, gab er eine Zeitschrift heraus, in der er, ein überzeugter Republikaner und Demokrat, für politische Freiheit, für gleichmäßige Besitzverteilung, für die Gleichberechtigung der Frauen und für die Judenemanzipation eintrat. Wie sein Freund, der Anwalt Ludwig August Gülich, war er ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution und der Menschenrechte. Dem dänischen Gesamtstaat brachte er Wohlwollen entgegen, bot doch die aufgeklärte Monarchie für ihn mit der Pressefreiheit ein Element republikanischer Freiheit. Konflikte mit Teilen der Geistlichkeit führten zur Einstellung des Blattes, das wie das ungewöhnliche Schicksal seines 1816 an der Schwindsucht gestorbenen Herausgebers, der sich nach 1797 als Schauspieler, Schriftsteller und Gelegenheitsdichter durchzuschlagen versuchte, als frühes Zeugnis demokratischen Denkens in den Herzogtümern Beachtung verdient.

Daß die mit der Rezeption der Französischen Revolution verbundene Politisierung

bleibende Folgen hatte, wird aus einer Eingabe deutlich, die Magistrat und Deputierten-Kollegium Flensburgs im Dezember 1816 an ihre Obrigkeit richteten: sie erklärten, die absolute Monarchie sei überholt, nun sei die Zeit reif für die eingeschränkte Monarchie. Damit war die Verfassungsfrage gestellt — eines der bestimmenden politischen Probleme des neuen Jahrhunderts.

Im ausgehenden 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert wurden in nahezu allen Lebensbereichen Reformen versucht. Der Schleswig-Holsteinischen Patriotischen Gesellschaft, die 1812 von Altona aus gegründet wurde und ein Forum für „Verbesserungen“ werden wollte, gehörten immerhin neun Flensburger an, rund ein Drittel der gut dreißig Personen umfassenden engeren politischen Führungsgruppe der Stadt. Sie sicherten den Kontakt zwischen dem Kreis, der in Flensburg „Verbesserungen“ anstrebte, und der Aufklärungsgesellschaft der Herzogtümer.

Bildung, Selbstbildung waren die Lösung der Aufklärung, die sich daher mit großem Elan des Erziehungs- und Schulwesens annahm. Auch in Flensburg wurden qualitative und quantitative Erfolge erzielt. Aus der Lateinschule, der von 1750 bis 1795 Olaus Heinrich Moller Vorstand, wurde 1814 eine der vier Gelehrtenschulen des Herzogtums Schleswig. Bernhard Ludwig Königsmann, der während des Studiums in Göttingen durch den bedeutenden Philologen und Pädagogen Christian Gottlob Heyne mit den modernen Auffassungen vom Lernen und Lehren vertraut wurde, von 1783 bis 1795 als Konrektor und von 1795 bis 1822 als Rektor in Flensburg wirkte, prägte die höhere Lehranstalt der Fördestadt. Wie seine Kollegen Johann Jacob Dusch und Jacob Struve in Altona, Johann Gottlob Jäger in Meldorf und Georg Friedrich Schumacher in Schleswig sah er im Lehramt nicht mehr eine Durchgangsstation auf dem Weg in eine gut dotierte Pfarre, sondern eine Lebensaufgabe. Auch das niedere Schulwesen erfuhr Verbesserungen, woran insbesondere Absolventen des Kieler Lehrerseminars beteiligt waren. Der Versuch einer Verbindung von Gelehrten- und Bürger(Real)-schule, der wie in anderen Städten auch hier gewagt wurde, scheiterte jedoch bald: das Gymnasium wurde zur Standesschule der Gebildeten. 1817 wurden in der Gelehrten- und Realschule 57 Schüler gezählt. In den Haupt- und Distriktsschulen erhielten 1816 1785 Kinder Unterricht, von denen 777, also 43,5 Prozent, von der Schulgeldzahlung befreit waren. Außerdem bestanden Industrieschulen, gab es eine 1815 geschaffene, von Lehrern und Handwerkern gestaltete Sonntagsschule, private Anstalten und Lehrer für kaufmännische Fächer, für Navigation, Fremdsprachen und Handarbeiten. Hinzu kamen Vorträge und Vorlesungen wie die des Mechanikers Nissen aus Sonderburg, der im Winter 1798 den Flensburgern die Experimentalphysik nahezubringen suchte.

Auch das Gesundheitswesen zählte zu den Feldern, auf denen die Aufklärer aktiv waren. Ärzte gehörten zu den wichtigsten Trägern der Reformbewegung. Im Jahre 1797 praktizierten in Flensburg vier Doktoren der Medizin, die ihre Ausbildung an den renommierten Universitäten zu Halle, Edinburgh, Kiel und Greifswald erhalten hatten. Damit besaß die Stadt eine ungewöhnlich gute Versorgung in einer Zeit, da in weit

größeren Orten der Kampf gegen die Kurpfuscher und Quacksalber noch in vollem Gange war. Bereits 1749 hatte der Physikus Georg Daniel Boessel, der in Paris und Halle studiert hatte, eine „Anatomiekammer“ eingerichtet, sechs Jahre später gründete er eine Hebammenschule, die für ganz Schleswig-Holstein zu einer wichtigen Ausbildungsstätte der Geburtshilfe wurde. Auch in der Hygiene gab es beachtliche Fortschritte. Um 1795 wurde in Flensburg — wohl nach Hamburger Vorbild — ein Badeschiff bereitgestellt. 1804 nahm ein Hospital für arme Pfleglinge, Kranke und Wöchnerinnen seine Arbeit auf, nachdem schon einige Jahre zuvor ein zweiter Stadtarzt berufen worden war. Auch in Flensburg fand das Plädoyer der Aufklärer für die Verlegung der Friedhöfe vor die Stadt positive Resonanz. 1810 bis 1813 entstand unter Mitwirkung des Architekten Axel Bundsen, der auch die klassizistische Kapelle schuf, der Alte Friedhof, der erste kommunale Friedhof Norddeutschlands. Wie in anderen Bereichen war Göttingen Vorbild und Ideengeber. Mit der Kapelle und den wertvollen Grabmälern ist der Friedhof heute ein Kulturdenkmal von überregionalem Rang, steinerne Erinnerung an Zeit und Geist der späten Aufklärung.

Auch in der Justiz und im Strafvollzug setzten sich gegen viele Widerstände menschlichere Haltungen durch. 1767, drei Jahre vor ihrer Abschaffung durch Struensee, wurde die Folter zum letzten Male angewandt und traf drei des Diebstahls angeklagte Juden. In den Sprüchen, die beim Bau des Gefängnisses 1766 verfaßt wurden, wird deutlich, daß der alte Gedanke der Strafe als Rache noch vorhanden war, daß sich jedoch auch schon die neue Auffassung von der Strafe als Besserung, als Voraussetzung für die Wiedereingliederung in die Gesellschaft fand. So reimte der deputierte Bürger Matthias Holst:

„Hier Unmensch büße Deine Schuld,
Die Strafe folgt der bösen Sache.
Gott trug Dich lange mit Geduld
Jetzt schreyet jede That um Rache“,

während der Stadtsekretär Ulrich Adolph Lüders dichtete:

„Zur Straf‘ und Besserung ward dieser Ort gebauet.
Klug ist, wer ihn bey Zeit zur Besserung anschauet“.

Wie wirksam überlieferte Vorurteile waren, zeigte sich 1762, als der Abdecker starb, der von vielen Menschen zu den Unehrlischen gerechnet wurde. Um dem entgegenzuwirken, berührte der Stadtkämmerer die Leiche. Doch eine anwesende Frau wurde als „Racker-Närrin“ beschimpft und gescholten.

Besonders ausgeprägt war das gemeinnützige Engagement der Aufklärer im Armenwesen. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kam es, sicherlich nach Hamburger und Kieler Vorbild, zu Veränderungen in der Organisation. So wurde 1797 eine einheitliche Kasse unter Aufsicht des Magistrats geschaffen, sah die Armenordnung von 1808 die Beteiligung der Bürger in der Armenfürsorge vor. 1814 wurden in Flensburg

1815, 1820 2 075 und 1828 2 395 Versorgungsbedürftige registriert. Über die bloße Unterstützung und Versorgung ging der Versuch hinaus, Hilfe zur Selbsthilfe zu geben. 1819 fand sich in Flensburg ein Verein zusammen, der eine Sparkasse gründete, um die Armut wirksam und vorbeugend zu bekämpfen. Der arbeitenden und dienenden Klasse sollte Gelegenheit zur sicheren Geldanlage gewährt werden; zugleich wollten die Gründer dem „Hang zur Üppigkeit, zum Putz, zum Flitterstaat“, dem Besuch „öffentlicher Lustbarkeiten“ begegnen. Die Zahl der Konten stieg von 171 im ersten Jahr auf 329 1821 und 1500 1829. Vorangegangen waren in Schleswig-Holstein die Gutssparkassen von Dobersdorf (1795) und Knoop (1799) sowie die von Vereinen getragenen Sparkassen in Kiel (1796), Altona (1801), dem Friedrichsberg in Schleswig (1816), Glücksburg (1817) und Apenrade (1818).

Grenzen fand die Aufklärung in der Toleranz gegenüber den Juden. Bei einer Umfrage, die von der Kopenhagener Regierung 1803/04 bei den Räten der schleswig-holsteinischen Städte durchgeführt wurde, sprach sich der Flensburger Magistrat gegen die Zulassung und Gleichberechtigung der Juden aus. König Friedrich VI. setzte sich 1809 dafür ein, daß Levin Rothschild und Michel Jonas als „Bürger und Handelsmänner“ aufgenommen wurden. Georg Conrad Meyer gehörte zu den wenigen Aufklärern, die uneingeschränkt für die Emanzipation der Juden eintraten. In seiner Zeitschrift mahnte er 1796: „Christliches Geschlecht, werde menschlich!“, fragte: „Wer als du, christliches Geschlecht, ist Schuld an der großen Entmenschung der Juden?“, und forderte, ihnen wie in Frankreich die Menschenrechte zuzuerkennen.

Tätiges Streben für das Wohl des Gemeinwesens war ein Grundzug der Aufklärung auch in Flensburg. Andreas Peter Andresen, der Flensburger Kaufmann, repräsentiert diese Haltung in eindringlicher Weise. In kirchlichen und städtischen Ehrenämtern — 1832 wurde er zweiter Bürgermeister —, in Vereinen, bei „Verbesserungen“ insbesondere im Schul- und Armenwesen, als Mitgründer und Kassierer der Sparkasse war er aktiv an Reformen beteiligt. Darüberhinaus suchte er in Wort und Schrift, in zahlreichen Gelegenheitsgedichten, in Liedern und Aufsätzen die Aufklärung zu befördern. Er und mancher Gleichgesinnte belegen mit ihrem Handeln, daß das kritische Wort des Bürgermeisters Johann Jacob thor Straten aus dem Jahre 1805, der Kaufmann sei ohne Kultur und Erziehung, fröne nur den Lustbarkeiten, nicht den ganzen Berufsstand meinen konnte.

In der Aufklärung — dies gilt auch für Schleswig-Holstein und Flensburg — wurden Grundhaltungen und Grundwerte der modernen Gesellschaft geschaffen. Ihre Ziele sind Maßstäbe auch für unsere Zeit; der Einsatz der Aufklärer für Menschenwürde, Freiheit und Toleranz bleibt ein Ansporn auch und gerade heute in einer dem 18. Jahrhundert in manchem ähnlichen Zeit beschleunigten Wandels, tiefer Krisen und ernster Suche nach Wegen in eine friedliche Zukunft. Bei allen Beschränkungen und Beschränktheiten, die auch der Aufklärung eigen waren: ohne ihre fundamentalen Prinzipien der Vernunft, der Kritik und des offenen Diskurses kann keine Gesellschaft mehr überleben.

QUELLEN- UND LITERATURHINWEISE — *Eine Auswahl*

Andreas Peter Andresen, königl. dänischer Agent und zweiter Bürgermeister zu Flensburg (Schleswig); geb. d. 1. März 1771, gest. d. 16. Okt. 1832. In: Neuer Nekrolog der Deutschen. 10. Jahrgang, 1834. 2. Teil. Ilmenau 1834, S. 725-727.

Flensburg Bys Historie. 2 Bde. Kopenhagen 1953-1955.

Flensburg. Geschichte einer Grenzstadt. Flensburg 1966. (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 17). Darin: Hans-Friedrich Schütt: Flensburg in der Zeit des Gesamtstaates. S. 169-233, Anm. S. 586-599; Gerd Vaagt: Kriegsjahre und liberale Strömungen. S. 235-299, Anm. S. 599-611.

Flensburg — Literarische Skizzen aus vier Jahrhunderten. Hg. von Ellen Redlefsen, Hans-Friedrich-Schütt, Gerd Vaagt. Flensburg 1980. (Kleine Reihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 4.).

Aus Flensburgs Geschichte. Flensburg 1963. (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 16).

Walter Grab: Leben und Werke norddeutscher Jakobiner. Stuttgart 1973 (Deutsche revolutionäre Demokraten, 5). Über Georg Conrad Meyer, mit Quellenauszügen. Ders.: Der Flensburger Jakobiner Georg Conrad Meyer und seine Zeitschrift „Der neue Mensch“. In Grenzfriedenshefte, 4/1982, S. 193-202.

Fritz Graef: Die Juden in Flensburg. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 69 (1941), S. 94-110.

Adolf Herting: Mitteilungen aus dem Vereinsleben der Gesellschaft Harmonie (späte; Neue Harmonie) in Flensburg. Flensburg 1904.

Manfred Jakubowski-Thiessen: Die Christentumsgesellschaft in Schleswig-Holstein. In: Hartmut Lehmann und Dieter Lohmeier (Hg.): Aufklärung und Pietismus im dänischen Gesamtstaat 1770-1820. Neumünster 1983. (Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte, 16), S. 231-247.

Franklin Kopitzsch: Organisationsformen der Aufklärung in Schleswig-Holstein In: Ebd., S. 53-85. Mit weiter führenden Literaturhinweisen.

Ders.: Lesegesellschaften und Aufklärung in Schleswig-Holstein. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 108 (1983), S. 141-170.

Berend Kordes: Lexikon der jetztlebenden Schleswig-Holsteinischen und Eutinischen Schriftsteller. Schleswig 1797.

Thomas Matthiesen: Gründung und erste Entwicklung der Flensburger Neustadt. Nachdruck der Ausgabe Flensburg 1949. Flensburg 1982. (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 6).

Ders.: Der Einbruch des Rationalismus in das Flensburger Kirchenwesen (von 1790 ab). In: Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, 2. Reihe, 11 (1952), S. 161-184.

G(eorg) C(onrad) Meyer (Hg): Der neue Mensch. Eine Wochenschrift. 2 Bde. Flensburg 1796-1797.

August Niemann: Handbuch der schleswig-holsteinischen Landeskunde. Zur leichtern Berichtigung und Ergänzung der bisher vorhandenen Nachrichten. 1. Bd. Herzogthum Schleswig. Schleswig 1799.

Dieter Pust: Politische Sozialgeschichte der Stadt Flensburg. Untersuchungen zur politischen Führungsschicht Flensburgs im 18. und 19. Jahrhundert. Flensburg 1975. (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 23).

Alexander Scharff: Das Kieler Studentische Ehrengericht 1793-1806, Eine gescheiterte Universitätsreform im Zeitalter der Aufklärung. In: Nordelbingen 41 (1972), S. 141- 175. Mit Hinweisen auf Georg Conrad Meyer.

Hans Friedrich Schütt: Wir wandern durch Flensburg. Zeichnungen: Povl Leckband, Karten: Otto Wöhler. Schleswig 1978.

Klaus Witt: Flensburger Theaterleben vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ein kurzer Abriß der Entwicklung. — Plattdeutsches Bühnenspiel in Flensburg von 1600 bis zur Gegenwart. Nachdruck der Ausgaben Flensburg 1953 und 1955, Flensburg 1983. (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 8 und 10).

Dänische Architekten in Flensburg um 1850

Die Mitte des 19. Jahrhunderts war für die Architektur Dänemarks eine Zeit des Aufbruchs und der Erneuerung. Lange war der Klassizismus mit seinen großen Persönlichkeiten C. F. Hansen und Thorvaldsen alleinherrschend gewesen, bis mit C. F. Hetsch als Leiter der Architekturabteilung der Kunstakademie in Kopenhagen (1835 bis 1864) die Tore für neue Strömungen eröffnet wurden.

Hetsch war ein hervorragender, international orientierter Lehrer. Seine Schüler verschafften sich in ganz Europa Bedeutung, z. B. Theophilus Hansen in Wien und Christian Hansen in Athen.

Das große Problem der Architektur war es, eine Ausdrucksform für die neue Gesellschaft, die sich nach dem Durchbruch des Industrialismus entwickelte, zu finden. Mehrere Strömungen machten sich nebeneinander geltend. Der Klassizismus lebte unter starkem Einfluß von Schinkel in Berlin als Spätklassizismus weiter. Gleichzeitig spielte die Romantik eine entscheidende Rolle in der Baukunst. Grundtvig und der Kunsthistoriker Höyen forderten Häuser, die sie in Übereinstimmung mit der nordischen Kultur bringen konnten. Die Gotik betrachtete man als besonders „nordisch“, und sie erlebte ein Wiederaufblühen. Nach und nach wurde jedoch auch die Architektur anderer Epochen wiederaufgenommen. In dem freien Historizismus dienten Formelemente aller Stilepochen als Arsenal für die Architekten.

Als eine dritte Richtung und als keimender Anfang der Architektur unseres Jahrhunderts begann auch die Sachlichkeit, sich Geltung zu verschaffen. Neue Bautypen für Industrie und öffentliche Gebäude sowie die Verwendung neuer Materialien, z. B. Eisen, Glas und Beton inspirierten eine Architektur, in welcher abgeklärte Konstruktionen und Stofflichkeit eine größere Rolle als architektonische Ornamente spielten.

Die dänischen Architekten, die in Flensburg nach der Mitte des Jahrhunderts wirkten, stammen alle aus der Kopenhagener Kunstakademie und lebten mit in den Zeitströmungen.

L. A. Winstrup (1819-89) war in Kopenhagen geboren. Er erhielt die traditionelle Architekturausbildung, die auch Studienreisen ins Ausland umfaßte. Später wurde er Mitarbeiter bei Professor Hetsch und half ihm auch beim Unterricht an der Akademie. 1848 erhielt Winstrup die große Goldmedaille für ein Projekt von einem Theater, das ganz im Geist Schinkels konzipiert war. Die Goldmedaille brachte Winstrup das mehrjährige Reisestipendium der Akademie. Von Rom bewarb er sich 1851 um die Stellung als Stadtbaumeister von Flensburg. Winstrup erhielt die Stellung und trat sie im gleichen Jahr an. Außer den Bauaufgaben für die Stadt löste Winstrup auch Aufgaben für Staat, Kirche und König (in Glücksburg) und für private Bauherren. 1860 wurde Winstrup zum königl. Bauinspektor ernannt. Er zog nach Kolding, aber führte von hier

immer noch Arbeiten in Flensburg aus. 1862 bekam Winstrup den Titel Professor. Winstrups bedeutendste öffentliche Aufgaben in Flensburg waren das Regierungsgebäude am Holm und die Lateinschule an dem Roten Tor.

Als Flensburg nach dem dreijährigen Krieg (1848-51) Regierungssitz für das Herzogtum Schleswig wurde, benötigte man Räume für eine Reihe öffentlicher Zwecke. Der Staat erwarb hierfür den Hof des Kaufmanns Fedder Mommsen an der östlichen Seite des Holms (heute Warenhaus Hertie). Der Hof bestand aus zwei zusammengehörenden Häusern, die nach hinten einen Hof bildeten. Abwärts gegen Osten wurde der Hof durch ein quergestelltes Lagerhaus geschlossen. Dieser typische Flensburger Kaufmannshof wurde zum Regierungsgebäude umgebaut, und danach bekam die Administration (Exekutive) Räume in dem nördlichen Haus, das Appellationsgericht (Judikative) bekam seinen Sitz in dem südlichen Haus und die Ständeversammlung (Legislative) wurde in dem früheren Lagerhaus untergebracht. Die Funktion des nördlichen Hauses wurde jedoch bald geändert, so daß das Haus zur Straße als Gastwohnsitz des Königs umgebildet wurde (es wurde jedoch wahrscheinlich nie vom König bewohnt), und der Flügel zum Hof wurde als Museum eingerichtet. 1863 wurde das Museum erweitert, um dem Nydamboot Platz zu geben, das jedoch aufgrund der Ereignisse des Jahres 1864 hier nicht aufgestellt wurde. Im südlichen Gebäude wurde als zentraler Raum ein vornehmer Gerichtssaal über zwei Stockwerke und mit Fenstern zum Holm eingerichtet. Der Raum wurde mit zwei monumentalen Ölgemälden von Lorenz Fröhlich versehen. Der Maler zog für 3 bis 4 Jahre von Paris nach Flensburg, um diese Aufgabe zu lösen.

Die Fassaden der zwei am Holm gelegenen Häuser wurden stark renoviert, aber ihr durch zwei verschiedene Stile geprägter Charakter (klassizistisches Langhaus und barockes Gibelhaus) wurde bewahrt.

Die größten Änderungen des bestehenden Gebäudekomplexes wurden durch den Umbau des Lagerhauses zum Ständehaus vorgenommen.

Dieses Gebäude wurde Winstrups bekanntestes Werk. Die Hauptfassade mit den großen Bogenfenstern des Ständesaals lag erhöht dem neuen Bahnhof gegenüber. Mit dem Regierungsgebäude glückte es, ein bedeutendes öffentliches Gebäude zu schaffen, das sich dem Stadtbild natürlich anpaßte, ohne Rhythmus und Maßstab zu sprengen. Ob dieses gelungene Ergebnis auf die Haltung des Architekten oder auf die Sparsamkeit des Staates zurückzuführen war, darüber können wir nur Vermutungen anstellen.

Auch die Latein- und Realschule war eine Bauaufgabe mit Ausgangspunkt in einem schon bestehendem Gebäude. Die alte Lateinschule von 1806 wurde als Bibliothek und Festsaal umgebaut. Ein neues Winkelgebäude umschloß zusammen mit dem Festsaalflügel einen Schulhof und beherbergte die Klassenzimmer. Der Haupteingang, als Triumphbogen gestaltet, ging auf die Rote Straße zu. Der Hof war teilweise von Bogengängen umgeben, welche ein beliebtes Motiv bei Winstrup waren. Die Bibliothek hatte ihren Eingang durch ein Torgebäude, das mit einem Turm gekrönt war, unter

welchem der Klostergang in einen gewölbten Durchgang führte.

Die zwei großen öffentlichen Arbeiten Winstrops wurden neuen kommerziellen Zwecken geopfert. Wir können uns aber darüber freuen, daß einige seiner Arbeiten für private Bauherren erhalten geblieben sind. Dies gilt besonders für das Haus für Andreas Christiansen am Holm 10 — heute Stadtparkasse.

Ein anderes Winstrupgebäude finden wir in der Großen Straße 48, hier jedoch durch eine abgeschnittene Erdgeschoßetage verschandelt.

An Villen wird das heutige Lutherhaus am Südergraben Winstrup zugeschrieben. Das Haus ist typisch für den dänischen Villenstil jener Zeit, der durch italienische Landhäuser inspiriert war.

Winstrup war in seiner Zeit sehr anerkannt. Später wurde sein Einsatz jedoch weniger positiv beurteilt. Heute sind wir dabei, ein nuancierteres Bild über seine Arbeiten und seine Zeit insgesamt zu gewinnen.

Gottlieb Bindesböll (1800—1856) ist dagegen immer von seiner Nachwelt gerühmt worden. Ein Architekturhistoriker geht sogar so weit, ihn die „originellste dänische Architekturbegabung des Jahrhunderts“ zu nennen. Bindesböll hatte die gleiche Ausbildung wie Winstrup. Auch er gewann die große Goldmedaille der Kunstakademie, sogar für eine gotische Kathedrale, bis dahin ein unerhörtes Projekt in der Hochburg des Klassizismus. Als junger Student war Bindesböll als Reisebegleiter von H. C. Ørsted in Deutschland gewesen. In Weimar hatte Bindesböll Zutritt zu Goethe erhalten. Er hatte mit ihm über die Gotik gesprochen, besonders über den Kölner Dom. Nach seiner Rückkehr von umfassenden Studienreisen wurde er Baurat für Holstein und wohnte einige Zeit in Altona. Seine wesentliche Aufgabe war hier die Restaurierung der Kirche in Bordesholm. Bindesbölls Aufgaben in Flensburg wurden durch Justizrat C. M. Poulsen, Generaldirektor der englischen Eisenbahngesellschaft, vermittelt. Poulsens eigenes Haus an der Bauer Landstraße, die von Bindesböll gebaute Villa „Sollie“, wurde ein Meilenstein in der Entwicklung des dänischen Einfamilienhauses. Beim Suchen der Romantik nach einer „nordischen Wohnung“ hatte man sich bisher mit „Schweizerhäusern“, norwegischen Holzhäusern u. ä. versucht. So hatte Bindesböll für den dänischen Politiker Orla Lehmann ein Haus in einem recht künstlichen „Sagastil“ entworfen. Mit der Villa „Sollie“ machte Bindesböll den sensationellen Schritt, sich von dem einfachen dänischen Landhaus Inspiration zu holen. Unser heutiges dänisches Typenhaus verdankt der Villa „Sollie“ sehr viel. Die Villa war im übrigen keineswegs ein bescheidenes Haus, wie das Äußere vermuten lassen könnte. Besonders der gewölbte Gartensaal, von Lorenz Fröhlich dekoriert, war ein sehr vornehm ausgestalteter Raum. Bindesböll baute auch alle Bahnhöfe an der schleswigschen Eisenbahn von Flensburg nach Tönning. Die kleineren Bahnhofsgebäude waren von der sachlichen Strömung geprägt, die Bindesböll in seinen letzten Jahren sehr beschäftigte. Beim Hauptbahnhof in Flensburg hat es Bindesböll jedoch für nötig empfunden, eine pretentiösere Fassade zu gestalten. Vor die überdeckte Zughalle ist hier ein Fassadengebäude in einer frei

bearbeiteten niederländischen Renaissance in Backstein und weißen Sandsteinbändern gestellt.

Bindesbölls Projekt für ein neues Rathaus in Flensburg am Ort des alten Rathauses (jetzt Mc Donald's) wurde nicht durchgeführt. Das Rathaus hätte zwei Stockwerke und einen kleinen Turm in der Mitte erhalten. Im Erdgeschoß war ein offener Bogengang eingeplant.

Bindesböll entwarf Projekte für das ganze Land, seine Hauptwerke befinden sich jedoch in Kopenhagen. Hierzu gehören Thorvaldsens Museum und die Landwirtschaftliche Hochschule.

Ein anderer der bedeutenden Architekten der Hauptstadt, *J. D. Herholdt* (1818 bis 1912), hat 1851 ein Projekt für Flensburg ausgearbeitet. Es war eine große Villa für Justizrat Raasløf in ähnlichem Stil wie Bindesbölls Rathaus: holländische Renaissance, hier mit gelben Backsteinen und roten Bändern.

Eine Bauaufgabe der Zeit war es, große Badeanlagen an den Stränden für das sportliche und besonders für das gesellschaftliche Sommerleben des gehobenen Bürgertums zu errichten. Bindesböll hatte so die mondäne Badeanstalt in Klampenborg, nördlich von Kopenhagen, eingerichtet.

1873 entwarf der bekannte Kopenhagener Architekt *Hans J. Holm* (1835—1916) eine ähnliche, groß geplante Anlage, das „Ostseebad“ nördlich von Flensburg. Hier waren Hotel, Restaurant, türkische Bäder und sogenannte „Cottagen“ geplant. Teile des Projekts wurden durchgeführt, aber sie hatten keine lange Lebensdauer. Hans J. Holm hielt seine Gebäude in einer strengen italienischen Renaissance. Vorbei war die Zeit mit dem freien Fabulieren über Bauformen früherer Epochen. Jetzt herrschte der akademisch korrekte Stileklektizismus.

Streiflichter zum Thema Erwachsenenbildung

Beim Stöbern in alten Papieren ist mir ein vor etwa einem Vierteljahrhundert geschriebener, ursprünglich für die Grenzfriedenshefte bestimmter, aber nicht veröffentlichter Aufsatz wieder zu Gesicht gekommen. Er schildert skizzenhaft meine eigenen Beziehungen zur Volksbildung und meine Bildungserlebnisse der zwanziger Jahre. Was damals niedergeschrieben wurde, ist heute zwar weitgehend Geschichte, mag aber trotzdem auch gegenwärtig noch von Interesse sein. Der unmittelbare Anlaß zum Schreiben dieser „Streiflichter“ war ein Vergleich deutscher und dänischer Volksbildungsarbeit in den „Grenzfriedensheften“, in dem sich das geistige, politische und gesellschaftliche Schicksal zweier benachbarter Völker spiegelte. Zweifellos war dabei das kleinere Volk in seiner Kulturarbeit konsequenter, erfolgreicher und glücklicher und ist es auch heute noch. Das dänische Vorbild ist von seinem großen Nachbarn im Süden nie erreicht oder gar überflügelt worden, trotz der starken pädagogischen Impulse, die das Leben der zwanziger Jahre auf volksbildnerischem Gebiet so lebendig erscheinen lassen. Ich bin mit den deutschen Strömungen der Erwachsenenbildung der letzten fünfzig Jahre, soweit sie bis in den Norden unseres Landes ausstrahlten, in Berührung gekommen, habe Anteil an ihnen genommen und bin von ihnen mehr oder weniger in meinem Menschsein geprägt worden. Wie es mir dabei ergangen ist, der ich als „nur“ Volksschüler nicht zu den Gebildeten gehörte, sei hier niedergeschrieben. Meine Großeltern, aus bäuerlichen Verhältnissen im Mecklenburgischen und Sächsischen kommend, gingen Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts in die aufstrebende Großstadt Hamburg und vermehrten in ihr das wachsende Proletariat und die aus ihm geborene Arbeiterbewegung.

Die schlechte Konjunktur der neunziger Jahre veranlaßte meine Eltern, nach Flensburg zu ziehen, wo sie heimisch wurden, da mein Vater hier in seinem Beruf als Stukkateur für ein Jahrzehnt lohnende Arbeit fand.

Zehn Jahre alt mag ich gewesen sein, als ich zum erstenmal mit Erwachsenenbildung in Berührung gekommen bin. In der Dämmerung eines stürmischen und bitterkalten Januartages, es war außerdem noch Hochwasser, das bis an den Neptunsbrunnen des Nordermarktes reichte, nahm mein Vater mich mit in die damalige Volksbibliothek im alten Flensburger Ständehaus. Ich höre heute noch die knarrenden Treppen und rieche das Stauffängeröl der hölzernen Stufen. Guschenschmöker wie Nick Karter und Buffalo Bill waren die geistige Nahrung seiner eigenen Kinderjahre gewesen; sein Junge sollte eine bessere Kost genießen. Ich brachte „Max und Moritz“ von Wilhelm Busch mit nach Hause. Die Bubenstreiche dieser beiden sind für mich für immer mit diesem Tag verbunden. Wenige Jahre später — als ausgesprochene „Leseratte“ war ich Stammgast der „Zentralbibliothek der Flensburger Gewerkschaften“ — gehörten Fridtjof Nansens

Bericht von seiner Nordpolexpedition „In Nacht und Eis“ und Wilhelm Bürgels volkstümliche Sternenkunde „Aus fernen Welten“ zu meiner Lektüre.

In die Zeit um 1910 fällt auch eine zweite — mehr mittelbare — Berührung mit der Erwachsenenbildung. Mein Vater besuchte mit meiner Mutter — das Vereinsgesetz von 1908 gab jetzt die Möglichkeit dazu — eine „Vortragsreihe“, etwas für sie ganz Neues damals. Das Thema: „Vom Urtier zum Menschen“. Wer von den heftigen Auseinandersetzungen jener Jahre um Darwins Abstammungslehre weiß, wird die anschließenden lebhaften häuslichen Erörterungen des Gehörten zwischen meinen Eltern gut verstehen. Mir sind sie eindringlich in Erinnerung geblieben. Ein weiteres, damit in Zusammenhang stehendes Bildungserlebnis: Eine Reise mit meinen Eltern nach Hamburg, wo ich Hagenbecks Tierpark mit seinen steinernen Dinosauriern und das neu eröffnete Völkerkundemuseum kennenlernte.

Das Aussterben des Stukkateurberufes — eine Folge des Stilwandels in der Kunst — veranlaßte meinen Vater im Jahre 1912 zur Eröffnung eines Zigaretengeschäftes im neuen Gewerkschaftshaus in der Schloßstraße, das für mich zu einer Welt von Bildungserlebnissen wurde. Stammkunden in unserem Geschäft waren die Kollegen und Genossen meines Vaters, fast alle aktiv in der Flensburger Arbeiterbewegung tätig und dementsprechend an den Dingen der Öffentlichkeit interessiert. Die freie Diskussion mit ihnen war in den beiden letzten Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges für den Heranwachsenden ebenfalls eine dauernde Lernmöglichkeit. Arbeits- und Lohnverhältnisse (speziell der Flensburger Werft), Streik und Aussperrung, Wahlkämpfe, politische Tages- und Grundsatzfragen traten auf diese Weise in den Blickpunkt — nicht als Theorie, sondern im Spiegel der Debatten der unmittelbar Beteiligten.

Eine andere Form der Erwachsenenbildung, die „Besichtigung“, lernte ich ebenfalls noch als Junge kennen. Als z. B. der Flensburger Konsumverein sein Geschäftshaus in der Apenrader Straße gebaut hatte, besichtigte die Arbeiterschaft ihren Betrieb mit der dazugehörenden Bäckerei. Ich war natürlich auch dabei. Der 4. August 1914 löschte das alles aus. Die Säle des Gewerkschaftshauses wurden nun zum Lazarett. Die Diskussionen im Zigarettenladen freilich blieben; die Partner aber waren andere: meine Mutter — der Vater war Landsturmann — und die Genesenden des Lazarets. Das immer gleiche Thema: der Krieg. Diese Zeit brachte für mich ganz neue Bildungserlebnisse. Ich konnte an der sogenannten „Lazarettbetreuung“ teilnehmen. Lehrer der Meisterschule für das gestaltende Handwerk brachten Schnitzmesser und Holzklötze mit und unterrichteten die Soldaten im Schnitzen. Neben der einfachen Beschäftigung der Verwundeten verfolgte man damit auch pädagogische Ziele im Sinne damaliger kunstgewerblicher Reformbestrebungen. Das gelang aber nur zum Teil, denn die Betreuten brachen hierbei aus und fertigten Muster — nicht gebilligte — auf eigene Faust. Ein altes Messer wurde nun auch für mich ein Mittel für eigene Schnitz- und Gestaltungsversuche.

Eine andere Form der Lazarettbetreuung war der viel strapazierte und auch heute noch beliebte „Bunte Abend“, von Berufs- und Laienkräften gemeinsam gestaltet. Für mich waren auch sie ein Bildungserlebnis. „Die Uhr“ von Hugo Wolf und „Die Wallfahrt nach Kevlaar“ von Heinrich Heine sind mir von diesen Veranstaltungen in fester Erinnerung geblieben.

Berufswahl und Berufsausbildung sind entscheidende Stationen auf dem Wege zum Erwachsensein und haben ihre ganz eigenen Probleme. Ein Gutteil der Jugendbewegung der zwanziger Jahre ist anzusehen als eine besondere Form der Entwicklung des Jugendlichen zum Erwachsenen und muß verstanden werden als eine Antwort auf die Stellung des jungen Menschen im damaligen Wirtschafts- und Sozialgefüge.

Durch die Wahl des Handwerkerberufes mit einer mehrjährigen Lehrzeit wird der Lehrling, heute „Azubi“, in traditionell gewachsenen Formen auf das Erwerbsleben vorbereitet. Berufarbeit ist gesellschaftliche Tätigkeit. Das trifft für den Beruf des Schriftsetzers, den ich erlernte, in besonderer Weise zu. Meine Lehrstelle war die „Flensburger Volkszeitung“. Hier lernte ich die Gesellschaft, mit der ich bisher überwiegend nur in unserem Zigarrenladen in Berührung gekommen war, von einer ganz anderen Seite kennen.

Wir hatten ja schon drei Jahre Krieg, und die Arbeitskräfte waren knapp. So kam der „Stift“ sehr schnell an Arbeiten heran, die ihm in normalen Zeiten niemals aufgetragen worden wären. Da war beispielsweise der Haushaltspunkt der Stadt Flensburg zu setzen, und der Stift hatte dazu die „Marginalien“ zu „pinnen“. Eine wenig beliebte Arbeit, bei der unser Lehrling jedoch nebenbei eine Menge über die wirtschaftliche Struktur und das Sozialgefüge seiner Heimatstadt lernen konnte.

An einem Junitag des Jahres 1918, ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, stand ich zusammen mit meinen Berufsschulkameraden im Karree aufgestellt auf dem Hof der Duburgkaserne in Flensburg. Aus der Ansprache des Standortältesten habe ich zwei Sätze nicht vergessen: „Seine Majestät der Kaiser hat den Jahrgang 1900 zu den Fahnen einberufen. Wer weiß, ob er nicht auch noch den Jahrgang 1901 (dazu gehörte ich) einberufen wird?“

Aber es kam ganz anders. Wenige Monate später marschierte an einem grauen Novembertag (es war der 7. November) die Flensburger Garnison durch die Straßen der Stadt und forderte die Bevölkerung auf: „Fenster zu, sonst wird geschossen!“ Der Schlußmann des Zuges mit dem Maschinengewehr unter dem Arm war ein Mitschüler von mir, mit dem ich bis Ostern noch gemeinsam die Schulbank gedrückt hatte.

Dann kam das Ende des Krieges mit all seinen gravierenden Folgen. Das Leben in der Berufsschule und im Lehrlingsheim, das von Rektor Karl Schenck betreut wurde, blieb jedoch von den politischen Ereignissen unberührt. Jeder mußte, auf sich allein gestellt, seine eigenen politischen Ansichten entwickeln und das Erwachsensein aus eigener Kraft bewältigen.

In der heutigen Zeit, wo Rundfunk und Fernsehen selbstverständliche Mittel der Information sind, kann man sich kaum vorstellen, welche Rolle damals die öffentlichen Versammlungen als Unterrichtungs- und Orientierungsmittel gespielt haben. Diese ursprüngliche Aufgabe der Versammlung ist heute weitgehend hinfällig geworden. Auch ihren anderen Zweck, den einer lebendigen Diskussion erfüllte sie immer weniger, da wegen der Verwilderung der politischen Sitten in den zwanziger Jahren die Debatte nach und nach immer mehr aus der öffentlichen Versammlung verbannt wurde. Sie entartete auf diese Weise allmählich zur Kundgebung. Ihre unterrichtende und meinungsbildende Funktion behielt sie nur noch bis etwa Mitte der zwanziger Jahre.

Auf dem überfüllten Rang des Flensburger „Colosseums“ erlebte ich meine erste große Volksversammlung alten Stils. Mit dieser begann der Volksabstimmungskampf der Jahre 1918—1920. Wenn ich mich recht erinnere, war diese Versammlung von dänischer Seite einberufen worden. In der Diskussion ergriff auf deutscher Seite u. a. auch Pastor Schmidt-Wodder das Wort. Das war ein Erlebnis! Einige weitere Versammlungsbeispiele aus dieser Zeit seien kurz genannt:

Für die deutsche Friedensgesellschaft, deren Ortsgruppe mein Schwager Johann Ohrtmann leitete, sprach im Saal des „Sanssouci“ ein Pastor Bleier, meines Wissens aus Berlin. Seine Parole: „Der Mensch ist gut!“ war auch der Titel eines Buches von dem expressionistischen Schriftsteller Ernst Toller. In der anschließenden Diskussion meldete sich unter anderem ein Pastor Lensch aus Kiel. Er behauptete: „Der Mensch ist ein Raubtier“. Also ... das wühlte auf!

Eines Tages hatten die Flensburger Freidenker ins Gewerkschaftshaus eingeladen, auch die Pastoren. Und die Pastoren kamen tatsächlich und stellten sich freimütig der Diskussion. Auch ich war mit Leidenschaft dabei, ging es doch auch um meine Probleme.

Diese Veranstaltung konnte im Gewerkschaftshaus stattfinden, weil das Lazarett gleich nach Beendigung des Krieges aufgelöst worden war. Nun war das Gewerkschaftshaus wieder frei, und die Bildungsarbeit wurde auf Initiative des Arbeitersekretärs Friedrich Bauer dort wieder aufgenommen, wo sie vor vier Jahren abgebrochen worden war. Eine Buch- und Bilderausstellung war die erste Veranstaltung. Eine heute nicht mehr aufzutreibende Heine-Gesamtausgabe ist als elterliches Weihnachtsgeschenk seit damals in meinem Besitz.

Die nächste Veranstaltung war eine Morgenfeier mit Rudolf Kinau. Ich sah und hörte zum erstenmal einen „echten“ Dichter. Das war der Beginn meiner plattdeutschen Periode. „Mit nix sind se anfungen, de fief, mit rein garnix. As se angebiestert kemen mit Sack un Pack, Tornister opn Ast und de Knarr in de Fust, dor stünn dor nix asn ol schäbigen Heidsnuckenkoben medden int Holt. Un nu hebbt se allns, allns, wat ton orndlichen Husstand heurt, un nix kofft un un nix schenkt kregen un ok nix klaut, allns besorgt.“ Kinaus „Besorgen“ kenne ich heute noch soweit auswendig.

Aber wir entdeckten auch Reuters „Ick weet enen Eikboom“ und das Märchen vom

Fischer und seiner Fru und den „Heliand“, das altsächsische Epos, und „Reineke Voß“. Dann geriet ich eines Tages in eine Versammlung der wieder ins Leben gerufenen Arbeiterjugend. Es wurde der Vorstand gewählt. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, man wählte mich zum Schriftführer. Schulaufsätze hatte ich wohl ganz gut schreiben können, aber ein Protokoll? So etwas hatte ich noch nie gesehen. Aber schließlich kam ich auch damit zurecht.

Ein halbes Jahr später, genau an meinem achtzehnten Geburtstag, wurde ich zum Vorsitzenden gewählt. Nun hieß es „schwimmen“. Nun mußte ich den Mut aufbringen, auch vor versammelter Mannschaft unvorbereitet etwas zu sagen. Welch große Rolle spielt doch das lebendige Wort in der dänischen Erwachsenenbildung. Mit welcher Selbstverständlichkeit und Gewandtheit wird es dort auch vom einfachen Mann gehabt, und welcher Krampf ist das oft bei uns. Mir ist Redenmüssen auch heute immer noch ein Angang.

Ein erster Helfer auf diesem Gebiet war für mich — neben dem heilsamen Zwang — Eduard Davids „Referentenführer“, der mir irgendwie in die Hände gefallen war. Es handelte sich um ein Werk, das von einem Kenner für die Bedürfnisse und Praxis der Arbeiterbewegung zusammengestellt worden war.

Um diese Zeit wurde auch mit viel Elan und Anfangsbegeisterung in Flensburg die Abendvolkshochschule gegründet, und sehr bald zählte ich zusammen mit einer Reihe anderer Jugendgenossen zu den eifrigsten Hörern. Aber, was uns hier geboten wurde, war eigentlich nicht das, was wir suchten. Ich habe später in diesem Zusammenhang einmal von „Studienratskultur“ gesprochen, und dieses Wort hat man mir sehr übernommen. Es mag auch von mir etwas einseitig gesehen und überspitzt ausgedrückt worden sein, aber etwas Wahres war doch daran. Wir jedenfalls blieben schon nach kurzer Zeit wieder weg.

Von der Existenz einer deutschen Heimvolkshochschule mit Halbjahreskursen nach dänischem Muster habe ich zum ersten Mal 1921 durch eine Zeitschriftennotiz erfahren, und zwar von „Dreißigacker“, von Eduard Weitsch und Franz Angermann 1921 gegründet, angesiedelt in einem alten, zu der Zeit leerstehenden Jagdschloß der Grafen von Henneberg, in der Nähe von Meiningen in den Ausläufern der Rhön gelegen.

Über sechzig Jahre ist es jetzt her, daß ich dorthin gefahren bin, vom ersparten Geld meines ersten Gehilfenjahres. Eine neue Welt tat sich hier für mich auf. Es ist unwichtig, ob von heute aus gesehen die Voraussetzungen und die Ziele der Schule in allem richtig waren, ob nicht manches zu optimistisch oder sogar utopisch gesehen war. Wir, die Schüler, glaubten an Dreißigacker, und ich habe viele Jahre hindurch in meinem Denken und Tun entscheidend unter dem Einfluß dieser Schule gestanden.

Ich bin jedoch nur ein Ausnahmefall gewesen. Wer zur Arbeiterjugend gehörte, ging fast immer nach Tinz, einer der Arbeiterbewegung der zwanziger Jahre geistig näherstehenden Heimvolkshochschule jenseits des Thüringer Waldes. Schüler in Tinz waren beispielsweise auch Erich Ollenhauer und Hans Hedtoft, in Dreißigacker unter

anderem Julius Bomholt, der spätere dänische Unterrichtsminister. Auf den „Flensburger Tagen“ 1957 sprach Julius Bomholt zu meiner größten Überraschung über seinen Aufenthalt dort. Ich nehme an, daß er auf dem Umwege über mich mit Dreißigacker bekannt wurde, denn, als diese Schule 1923 in der schlimmsten Inflationszeit finanziell zusammenzubrechen drohte, veranlaßte ich Haderslebener Freunde der Arbeiterjugend unter der Leitung des damaligen Folketingsabgeordneten Andreas Hansen, für Dreißigacker zu sammeln. So klein ist die Welt — und doch so weit.

Im Jahre 1922 fuhren Mitglieder der Flensburger Arbeiterjugend zusammen mit bürgerlichen Jugendgruppen nach Leck zur Einweihung der dortigen Volkshochschule. Das war für die damaligen Verhältnisse mit ihrer strikten Trennung zwischen Sozialisten und Bürgerlichen ein Novum. Hier hatte Dreißigacker Pate gestanden. Zu einem engeren Kontakt zwischen diesen verschiedenen Jugendgruppen ist es dann aber nicht gekommen. Das lag sicher an beiden Seiten. Nach meiner Meinung hat sich daran leider auch nach der Wiedereinweihung der Heimvolkshochschule Leck nach 1945, die ich auch erlebte, nicht viel geändert, obgleich an der Wiedereröffnung der damalige schleswig-holsteinische Finanzminister Richard Schenck einen entscheidenden Anteil hatte und die Einweihungsrede von dem früheren Arbeiterjugendsekretär und damaligen Kultusminister Wilhelm Kuklinski gehalten wurde.

Ein viel engerer freundschaftlicher Kontakt als nach Leck bestand in den zwanziger Jahren zur Heimvolkshochschule Rendsburg, deren Leiter Axel Henningsen war, und deren langjährige Sekretärin aus der Arbeiterjugend kam.

„Ihre Volkshochschule“ wurde dann die 1928 vom damaligen sozialdemokratischen Reichskanzler Hermann Müller eröffnete Arbeitervolkshochschule Harrisleefeld. Sie hatte gegenüber den anderen Volkshochschulen im Lande ein eigenes Gesicht, denn sie war speziell auf die Vermittlung der Kenntnisse, die für die aktive Mitarbeit der Arbeiterschaft im demokratischen Staat erforderlich sind, eingestellt. Damit war sie in ihrer Zielsetzung beschränkter, aber praxisnäher als ihre Konkurrenten. Gesetzestexte und Kommentare waren hier selbstverständliches Handwerkszeug. In Dreißigacker war ich damit nicht in Berührung gekommen. Dort wurde Demokratie auf einer anderen Ebene gelehrt und praktiziert.

Der Einfluß der Volkshochschule Harrisleefeld auf die junge Generation in der Arbeiterbewegung war in den wenigen Jahren ihres Bestehens schon sehr spürbar. Hätte sie länger Bestand gehabt, wären vielleicht ähnliche Verhältnisse wie in Dänemark durchaus erreichbar gewesen, denn Lehrer wie Schüler pflegten auch den unmittelbaren Kontakt zu den Flensburger Arbeiterorganisationen, und ihre Arbeit strahlte dahin aus. All diese Bemühungen, vom Geiste her ein neues, demokratisches Deutschland aufzubauen und seinen Bestand zu sichern, wurden unternommen in einer Zeit zunehmender politischer und sozialer Spannungen. Sie muten uns nach unseren heutigen Erfahrungen in vielem irreal an. So ist es z. B. bezeichnend für die Endphase der Weimarer Republik, daß die letzte große Demonstration der Flensburger

Arbeiterschaft anlässlich der Beerdigung eines Harrisleefelder Schülers stattfand, der von einem Nationalsozialisten erschossen worden war. Noch bezeichnender ist die Tatsache, daß die letzte Veranstaltung der Flensburger Sozialdemokratie vor ihrem Verbot 1933 — schon unter Polizeiaufsicht — eine Bildungsveranstaltung war: eine Gedächtnisfeier anlässlich des fünfzigsten Todestages von Karl Marx am 18. März 1933. Die Gedächtnisrede hielt der damalige Direktor von „Harrisleefeld“, Alfred Kähler.

Wenige Wochen später war die Arbeitervolkshochschule zu einer Feuerwehrschule geworden. Alfred Kähler ging nach Amerika.

Aus heutiger Sicht wird man sagen müssen: „Wie naiv waren wir doch!“ Man kann dazu nur feststellen, wenn auch manche dänische Freunde es uns heute kaum glauben wollen, daß es uns damals ganz unmöglich war, sich vorzustellen, was dann nach der nationalsozialistischen Machtergreifung geschehen ist. Wir haben dafür bitter büßen müssen.

Von Großenwiehe nach Jena

*Zum 100. Geburtstag des Reformpädagogen Peter Petersen**

Peter Petersen — ein Überblick

Peter Petersen wurde am 26. 6. 1884 in Großenwiehe bei Flensburg geboren. Er besuchte das Flensburger Gymnasium, damals noch am Klostergang gelegen, und machte 1904 das Abitur. Er studierte dann vornehmlich Theologie, Philosophie und Geschichte und promovierte 1908 zum „Dr. phil.“. Von 1911 bis 1920 unterrichtete er am Hamburger Johanneum, um dann die Leitung der Lichtwark-Schule in Hamburg-Winterhude zu übernehmen. Im gleichen Jahr habilitierte er sich an der Hamburger Universität und nahm im Februar-März 1920 am Abstimmungskampf seiner schleswigschen Heimat teil. 1923 erhielt er einen Ruf an die Universität Jena, wo er den Lehrstuhl für Pädagogik bis zu seinem Tode am 21. 3. 1952 innehatte. In seine Jenaer Zeit fällt die Entwicklung des sog. „Jena-Plans“ einer auf allen Gebieten reformierten Schule. Kaum zu überblicken ist die Zahl seiner Publikationen, die in 11 Sprachen übersetzt wurden. Vortrags- und Forschungsreisen führten ihn in alle Welt. Er gilt als einer der führenden Vertreter der deutschen Reformpädagogik.

Von Großenwiehe nach Flensburg

Peter Petersen ist das älteste von neun Kindern einer alteingesessenen Kleinbauernfamilie. Von 1890 bis 1896 besucht er die einklassige Volksschule in Großenwiehe. Dankbar gedenkt er später seines Lehrers Nissen und dessen Sohn sowie des Pastors Aye, der ihm den ersten Lateinunterricht erteilt.

Im Herbst 1896 tritt Peter Petersen in die Quinta des Flensburger Gymnasiums ein. Er wohnt bei seinem Onkel Nikolai Johannsen in Flensburg. Am Wochenende marschiert er die 15 km nach Großenwiehe, um auf dem elterlichen Hof zu helfen. Sonntagabend spannt der Vater den Wagen an und fährt Peter nach Flensburg — versehen mit allem, was er für die folgende Woche braucht.

Über seine Schulzeit am Gymnasium berichtet Peter Petersen in seinem handschriftlichen Lebenslauf bei der Meldung zur Reifeprüfung 1904: „Mein anfängliches Interesse für alte Sprachen trat in den oberen Klassen immer mehr in den Hintergrund, und es entwickelte sich in mir, ohne jedoch die Freude am lateinischen Unterricht ganz zu verdrängen, ein stets wachsendes Interesse für die Religion, die das Hauptfach meines Studiums bilden wird. Daneben interessierte mich von jeher der Unterricht in der

* Der vorliegende Aufsatz ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Beitrags zur „Schulchronik des Alten Gymnasiums in Flensburg“, 1972-1984, Flensburg 1984.

Geschichte, sowie später auch der im Deutschen, so daß ich auch in diesen Fächern Vorlesungen zu hören gedenke. Mein Wunsch ist, die ‚*facultas docendi*‘ an gelehrt Schulen zu erwerben.“¹

Am 15. 2. 1904 macht Peter Petersen zusammen mit acht Klassenkameraden als Abiturient Nr. 323 seit der „Reorganisation der Schule im Jahre 1864“ das Abitur. Als Beruf des Vaters ist bei ihm „Hufner“, also Kleinbauer, angegeben. Auch die Berufsbezeichnungen der Väter seiner Mitschüler zeugen von einer für damalige Verhältnisse recht breiten sozialen Rekrutierung: 1 Hofbesitzer, 2 Landwirte, 1 Möbelhändler, 2 Kaufleute, 1 Steuermann, 1 Rektor. In der Parallelklasse des Realgymnasiums waren sogar die Söhne eines Tischlermeisters und eines Lokomotivheizers unter den Abiturienten.

Das Thema des Abituraufsatzen lautet: „Goethes Iphigenie am Ende des ersten und am Ende des vierten Aufzuges“. Oberlehrer Prof. Dr. Berkusky bewertet Peter Petersens Arbeit so: „Die Disposition ist nicht klar. Doch ist die Arbeit dadurch nur wenig geschädigt worden. Sie verdient nach Inhalt und Darstellung genügend genannt zu werden. Genügend waren auch seine früheren Aufsätze.“ Die Arbeiten in Hebräisch, Latein und Mathematik werden mit „gut“ bewertet; im Griechischen erhält er „genügend“. Peter Petersens Abiturzeugnis läßt noch nichts von seiner wissenschaftlichen Begabung, seinem leidenschaftlichen Arbeitswillen und seinen späteren weltweiten Erfolgen ahnen.

Studium und Beruf

Ermöglicht durch ein Stipendium der seit 1978 nicht mehr am Alten Gymnasium bestehenden „Herzog-Friedrich-Stiftung“ (1000 Reichsmark!) beginnt Peter Petersen 1904, in Kiel Geschichte, Philosophie, Religionslehre und Englisch zu studieren. In Kiel erhält er 600 Reichsmark als Auszeichnung für seine eingereichte Preisaufgabe „Die Entwicklung unserer Anschauungen vom Heidentum und Christentum seit Ferdinand Baur, dem Begründer der Tübinger Schule“. Dann studiert er in Kopenhagen, wo er auch heimatgeschichtliche Forschungen über das ehemalige adlige Gut Lindewitt betreibt.²

Weitere Stationen sind Leipzig, Posen und Jena, wo er 1908 mit der Dissertation promoviert: „Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. Zugleich ein Beitrag zur Methode der Kulturgeschichte.“³ Gewidmet ist die Arbeit „Dem Elternhause und der Heimat!“ Ein Jahr darauf legt er das Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen mit Auszeichnung ab. Von 1909 bis 1920 unterrichtet er am altsprachlichen Johanneum in Hamburg. Daneben ist er als Herausgeber von Bibelausgaben und biblischen Lesebüchern tätig.⁴

Irgendwann in dieser Zeit muß Peter Petersen auf die neuen pädagogischen Ideen gestoßen sein, wie sie z. B. vom Wandervogel oder von Hermann Lietz' Landschulheimbewegung ausgingen. Während ihn die alten Sprachen in seiner Schulzeit, im Studium und nun auch im Beruf begleiten, stellt Peter Petersen erste

Überlegungen zur Reform der höheren Schulbildung an. Er wird 1912 Sekretär des „Bundes für Schulreform“, der ab 1916 „Deutscher Bund für Erziehung und Unterricht“ heißt und in dem er zusammen mit dem damals schon bekannten Pädagogen Georg Kerschensteiner (1854—1932) im Vorstand sitzt.

1916 veröffentlicht Peter Petersen seine Auffassungen über „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege“.⁵ Im Stil und Geist der Zeit beginnt der Aufsatz patriotisch: „Als sich zu Beginn des Weltkrieges die Oberklassen unserer höheren Schulen leerten und sich Tausende freiwillig zum Heeresdienst meldeten, da wird es den weitesten Schichten klar, wieviel reine Triebe, gesundes Empfinden und schlichter Idealismus in deutschen Knaben schlummerte.“ Peter Petersens eigene Vorstellungen scheinen erst allmählich konkrete Gestalt zu gewinnen. Es überwiegt die Kritik am Bestehenden: kleinlicher Facheegoismus, Schulanstalten „ohne Leben und Seele“, geringe Flexibilität im staatlichen Bildungsangebot und mangelnde — oder doch mangelhafte — pädagogische Ausbildung der Lehrkräfte. Klassenschranken und Standesprivilegien müssen fallen; Leistungswille und Begabung sind zu fördern und müssen in Zukunft die entscheidenden Kriterien für den „Aufstieg der Begabten“ darstellen.⁶

Konkreter werden die Reformvorstellungen nach Beendigung der „Reichsschulkonferenz“ (11. bis 19. 6. 1920). Sein Einsatz gilt hier der „Gemeinschaftsschule des deutschen Volkes“, in der Herkunft oder Vermögen keine Rolle mehr spielen dürfen — für uns heute eine Selbstverständlichkeit, aber damals hart erkämpft. Einer Reform der Lehrerbildung mißt Peter Petersen dabei die größte Bedeutung zu: „Eines aber bildet dafür die unerlässliche Vorbedingung: eine Lehrerschaft, die den Willen zum Ausbau dieser deutschen Schule hat. Daher muß sie anfangen, sich selbst als eine große Einheit zu fühlen in echter, lauterster Kollegialität, als gemeinsam verantwortliche Dienerin an der Vollendung der inneren Einheit des deutschen Volkes. Auch dafür ist die Bahn gebrochen: Das alte Seminar, das die Lehrerbildung in eine Sackgasse leitete und vom großen Strom des geistigen Lebens abschnitt, wird fallen. An seine Stelle tritt die Hochschule ...“⁷

Neben Überlegungen zur Schulreform und Lehrerbildung sind es Studien der Theologie und Philosophie, die Peter Petersen in Anspruch nehmen. Er schreibt über Luther,⁸ Nietzsche⁹ und vor allem Aristoteles. Seit Jahren arbeitet er an einem großen Werk, das er 1920 als Habilitationsschrift an der Universität Hamburg einreicht: „Geschichte der aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland“¹⁰ — ein blendendes, gelehrtes Werk von über 500 Seiten, das 1964 noch einmal aufgelegt wird.

In Deutschland beginnt nach dem Ersten Weltkrieg das wohl fruchtbarste Jahrzehnt in der Pädagogik. Allein in Hamburg entstehen sechs Versuchsschulen. Peter Petersen verläßt das Johanneum und übernimmt 1920 die Leitung der Lichtwark-Schule in Hamburg-Winterhude. Alfred Lichtwark (1852—1914), Direktor der Hamburger Kunsthalle, war führend auf dem Gebiet der Kunstpädagogik gewesen. Diesem Geist war die Lichtwark-Schule, ein Gymnasium, verpflichtet. Die besondere Form der

Kollegialität kommt schon in den Bestimmungen über die Stellung des Schulleiters zum Ausdruck: „Er wird auf drei Jahre von den Mitgliedern des Lehrkörpers und Vertretern des Elternrats gewählt. Er verwaltet sein Amt ehrenamtlich und führt keine besondere Amtsbezeichnung. Er ist nicht Vorgesetzter, sondern Organ des Lehrkörpers.“¹¹

Die Lichtwark-Schule pflegt einen intensiven Elternkontakt. In vielen Fächern werden die Jahrgangsklassen aufgelöst und durch altersübergreifende Neigungs- und Leistungsgruppen ersetzt. „Auf die Disziplin gesehen, sind alle diese Schulen ‚Schulen ohne Zwang und Strafe‘. Die Disziplin und die gesamte äußere Ordnung ist Angelegenheit der Gemeinschaft und verteilt teils auf die Gruppen, teils auf die ganze ‚Schulgemeinde‘, d. i. die Versammlung aller Kinder mit den Lehrern unter gleichem Recht.“¹²

In seiner Antrittsrede bei Übernahme der Schulleitung Ostern 1920 definiert Peter Petersen sein Selbstverständnis als Schulreformer: „Die neue Zeit hat eine Fülle alter Formen zerschlagen, um wahrhaft zeitgemäße an ihre Stelle zu setzen. Sie beendete den Prozeß beginnender Erstarrung und Fesselung lebendiger Kräfte gerade innerhalb unseres oft gerühmten deutschen Schulwesens. Kein Wunder, wenn den neuen Formen nicht der Beifall aller wird, und es wäre ungebührlich von der jungen Zeit, wenn sie der alten lediglich spotten wollte, anstatt zu verstehen und besonders anstatt sich selbst aus ihr zu verstehen, und sei es im Gegensatz zu ihr. Ja, als Gegensatz ruhen wir gerade in dem Alten drinnen. Denn im Satz und Gegensatz flutet der Strom des Werdens durch die Menschengeschichte, um zu neuen Synthesen, neuen Verbindungen geistiger Kräfte vorwärts zu quellen. Und wehe uns, wären wir selber nichts anderes als nur Gegensatz!“¹³

Der Grenzkampf

1920 ist das Jahr der „Reichsschulkonferenz“, des Kapp-Putsches und der Volksabstimmungen in Nordschleswig und Flensburg. Auch für Peter Petersen ist es ein ereignisreiches Jahr, in dem er bis zur Erschöpfung arbeitet: er verläßt das Johanneum und übernimmt die Leitung der Lichtwark-Schule; er habilitiert sich an der Hamburger Universität, und er nimmt aktiv am „Grenzkampf der Heimat“ teil.

Für mehrere Wochen verläßt Peter Petersen Hamburg, um in Flensburg am Abstimmungskampf teilzunehmen. In Nordschleswig wird am 10. 2. 1920 „en bloc“ abgestimmt. Hier zeichnet sich eine klare dänische Mehrheit ab, obwohl eine Reihe von grenznahen Städten und Gemeinden deutsche Mehrheiten aufweist (z. B. Tondern 76 % deutsche Stimmen). Vor und nach der Abstimmung reist Peter Petersen nach Nordschleswig. Er hält Vorträge und ermutigt die neue deutsche Minderheit zu kultureller und politischer Arbeit. Zusammen mit Johannes Tiedje, dem ersten Landrat des Kreises Flensburg nach dem Zweiten Weltkrieg, bemüht sich Peter Petersen vergeblich um eine Grenzrevision im Sinne der „Tiedje-Linie“, um überwiegend deutsche grenznahe Gebiete um Hoyer, Tondern und Tingleff doch beim Deutschen Reich zu belassen.

Für den 14. 3. 1920 ist die Abstimmung in der Zweiten Zone festgesetzt, in der Flensburg und auch Großenwiehe liegen. Peter Petersen ist selber abstimmungsberechtigt. Hier ergibt sich eine deutliche deutsche Mehrheit (Flensburg 75 % deutsche Stimmen). In Großenwiehe liegt der deutsche Stimmenanteil bei 91 %. Dabei war die Lage der deutschen Seite alles andere als günstig. Einen Tag vor der Abstimmung, am 13. 3. 1920, lähmte die Meldung vom Kapp-Putsch das politische Leben in Deutschland. Die Reparationsforderungen der Siegermächte lasteten schwer auf der jungen deutschen Republik, deren demokratische Staatsform sich erst noch zu bewähren hatte. Das neutrale Dänemark hatte dagegen am Handel mit allen kriegsführenden Ländern gut verdient und stellte sich als Oase des Friedens, des Wohlstandes und der Demokratie dar.

In dieser Auseinandersetzung schlägt Peter Petersen nationalistische und zugleich versöhnliche Töne an: „Ein Volk ist kein Verein. In einem Vereine treten Menschen zusammen für einen bestimmten Einzelzweck, sei es um gemeinsam zu turnen oder zu wandern, künstlichen Dünger zu beziehen oder die Gesangskunst zu pflegen ... Ganz anders in einem Volk. Ein Volk ist eine Lebensgemeinschaft. Und zwar eine natürlich gewachsene. Gewachsen wie ein Baum ... Volk, das ist die Form, oder wie Fichte gesagt hat, die geistige Ordnung der Dinge, die fähig ist und dazu bestimmt, das Ewige in sich aufzunehmen ... Es muß kommen und es wird kommen, was ... die Reichsregierung zugesagt hat: ein Schleswig-Holstein mit kultureller Autonomie im festen Verband des Deutschen Reiches, von dem uns keine Macht der Erde wird trennen können. In diesem Schleswig-Holstein wird jedem Stamm sein volles Recht werden, auch den dänischen Minderheiten; sie werden alle sein wie gleich liebe Kinder einer Familie, die traulich beieinander wohnen unter einem Dache.“¹⁴

Peter Petersen trifft 1920 auf die bekannten nordschleswiger Dänen Peter Grau und H. P. Hanssen sowie auf den später langjährigen deutschen Folketing-Abgeordneten Johs. Schmidt-Wodder. Von einer dieser Veranstaltungen in Rapstedt (Ravsted), Nordschleswig, am 8. 2. 1920 berichtet die dänischorientierte, deutschsprachige „Tondernsche Zeitung“ am 9. 2., also einen Tag vor der Abstimmung in der Ersten Zone: „[Dr. Petersen, Großenwiehe,] ... sagte auch: ‚Wir wollen lieber das Brot der Armut essen, als dänisch werden.‘ Überhaupt scheint dieser Dr. ein fixer Mann zu sein, denn er behauptete, in Dänemark käme auf den Kopf der Bevölkerung eine größere Schuldenlast als in Deutschland ... Natürlich lachte die ganze Versammlung den gelehrten Dr. aus.“

Ganz anders klingt der Bericht von der gleichen Veranstaltung in den „Flensburger Nachrichten“ vom 10. 2. 1920 unter der Überschrift „Der Tag von Rapstedt“: Das Wort erhielt darauf Dr. Peter Petersen, Großenwiehe. Er ... sprach von seiner hohen Achtung für dänische Kultur und Sitte ... Und er zeigte, wie der deutsche sozialistische Volksstaat ... den völkischen Minderheiten das volle Recht zur Pflege ihrer Sprache und Kultur verfassungsmäßig einräume, worin ihm noch kein Staat der Welt gefolgt sei. Nicht

einmal Dänemark, von dem manche es am ehesten erwartet hätten.“

Peter Petersen ist kein „Dänenfresser“. Er bekämpft den Winkelmut und den wirtschaftlich motivierten prodänischen Opportunismus unter seinen Landsleuten. Im „Führer Lokalanzeiger“ vom 25. 2. 1920 heißt es: „Besonders Dr. Peter Petersen fand durch die Prägung des Grundsatzes: was dänisch ist, soll dänisch, aber was deutsch ist, soll auch deutsch bleiben! den rechten Ton.“

Karl Alnor, der sich als Historiker von einem ausgeprägt nationalen Standpunkt aus im Grenzkampf betätigte und 1933 Professor an der Pädagogischen Hochschule Kiel wurde, erinnert sich 1933 an Peter Petersens Einsatz. Dabei zeichnet er ein recht treffendes Bild von der Arbeitsweise dieses Pädagogen und Wissenschaftlers: „Die zehnte Wiederkehr der Abstimmungskämpfe macht auch die Erinnerung an einen Landsmann lebendig, der mit einer Entschlußkraft und Opferfreudigkeit, wie sie nur selten den Menschen eigen sind, damals aus seiner Berufstätigkeit heraustrat, um der bedrängten Heimat zu Hilfe zu eilen: Peter Petersen, den Bauernsohn aus Großenwiehe, jetzigen ordentlichen Professor der Erziehungswissenschaften an der Universität Jena. Keiner wußte eigentlich, woher er kam. Eines Tages war er in Flensburg, eine kleine Schreibmaschine im Handkoffer und den Kopf voll explosiver Arbeitskraft. Nach einem kurzen vergeblichen Arbeitsversuch im ‚Deutschen Ausschuß‘ erschien er im Lederhaus in der Rathausstraße, wo sich die jüngeren Kräfte sammelten, die den Kampf aus anderen Ideen heraus und in anderen Formen führen wollten, als sie damals am Südergraben herrschten. Hier fanden sich auch Karl Biel, Bernhard Schmidt, Rudolf Muuß, Albert und Ernst Hansen und Behrens zusammen und begrüßten den stürmischen Arbeitsrhythmus, mit dem Peter Petersen seine ganze Umgebung ansteckte. Er war kein Mann vieler Worte, er sprang gleichsam von einer Tat zur anderen, und wenn er dabei oft unverbindlich und schroff, dazu überhaupt wenig gesellig war, so war das letzten Endes scharf berechnete Kräfteverteilung, kluge Arbeitshygiene, ohne die seine Leistung nicht möglich war. Er ist der Gründer von ‚Unser Schleswig‘, er ist der Initiator der großen Massenkundgebungen in Flensburg vor der Abstimmung, er führte den Kampf um die Tiedje-Linie, er trug damit die Kampffront wieder sichtbar nach Nordschleswig hinauf und hinaus. Er löste die Klammer um Flensburg. Es war eine Lust, neben ihm zu fechten und mit ihm zu raten und zu taten, und nur, wer ihn ganz in Tuchfühlung planen und schaffen sah, weiß, was er uns war und was die Heimat ihm schuldet.“

So plötzlich wie er kam, verschwand er auch wieder. Als die Grenzentscheidung gefallen war, war er eines Tages auch wieder fort, und da wurde uns allen eigentlich erst klar, daß er ja auch noch einen Beruf hatte, der ihn zurückrief.

Nur ab und zu hat man ihn dann noch in Flensburg gesehen, wenn er sein Vaterhaus besuchte oder auf pädagogischen Vortragsreisen durch unsere Grenzstadt kam. Die Heimat verlor ihn aus den Augen, er tat es umgekehrt aber nicht ...“¹⁵

Die Erlebnisse und Erfahrungen aus der Abstimmungszeit beschäftigen Peter Petersen

noch lange, als er längst als Pädagoge und Universitätslehrer über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt ist.¹⁶ Er verarbeitet die Grenzlandthematik in einem 1920 geschriebenen Theaterstück mit dem beziehungsreichen Titel „Fahnenflüchtig“, das er 1930 dem Andenken seiner drei in Frankreich gefallenen Brüder widmet. In der Einführung sagt Peter Petersen unter Anspielung auf dänische Werbemethoden: „Möchte das 20. Jahrhundert die Versuche nationaler Proselytenmacherei...überwinden ...“¹⁷

Nur 15 Jahre später entsteht eine neue prodänische Bewegung: 1946 wird in Großenwiehe eine dänische Schule gegründet; sie hat heute etwa 40 Schüler.

Peter Petersen und Dänemark

So entschieden und z. T. polemisch Peter Petersen die deutschsprachigen „Neudänen“ seiner Heimat ablehnt und bekämpft, so groß ist seine freundschaftliche Sympathie für Dänemark, die Dänen als Volk und die dänische Sprache und Kultur. Nur auf den ersten Blick ist dies ein Widerspruch. Für Peter Petersen ist es eine Frage von echt und unecht, denn er verachtet die Opportunisten und Mitläufer, die „Fahnenflüchtigen“ und „Proselyten“.

Peter Petersen war in Großenwiehe in einem sprachlich interessanten Milieu aufgewachsen: seine Eltern sprachen untereinander plattdänisch (sønderjysk), mit den Kindern sprach man plattdeutsch, und in der Schule ging der Unterricht auf Hochdeutsch vor sich.

Sofie Ribbjerg, die große dänische Reformpädagogin, hält sich 1921/22 bei Peter Petersen in Hamburg auf. Sie vermittelt die erste Einladung zu einem Vortrag, den Peter Petersen am 24. 4. 1923 in Kopenhagen hält. Das Thema lautet: „Neue Erziehung — Neues Schulleben“. Die Zuhörer sind begeistert — nicht nur weil der Referent seinen Vortrag in „klingende sønderjysk“ hält, sondern auch weil die reformpädagogischen Gedanken auf fruchtbaren Boden fallen. Das während des Ersten Weltkriegs neutrale Dänemark hat das Gefühl, von der internationalen Neuorientierung der 1920er Jahre abgekoppelt zu sein und blickt fasziniert auf die Aufbruchstimmung im Deutschland der Weimarer Republik.

Zahlreiche weitere Vorträge folgen bis 1935 vor allem auf Einladung von „Det pædagogiske Selskab“ und „Danmarks Lærerforening“; aber auch Norwegen, Schweden und Finnland sind Stationen ausgedehnter Vortragsreisen durch Skandinavien. Die Welt der Pädagogen und Erzieher richtet in dieser Zeit den Blick auf Deutschland, wo sich ungeheuer vielfältige Schulversuche und Erneuerungsbestrebungen unter dem Sammelbegriff der „Reformpädagogik“ vollziehen. Peter Petersens weitere Vortragsthemen in Dänemark lauten z. B.: „Lebensgemeinschaftsschulen“, „Die Tätigkeit des Lehrers im Unterricht Freier Schulen“ oder „Die neueuropäische Erziehungsbewegung“. Der letztgenannte Vortrag ist gleichzeitig der Titel eines reformpädagogischen Grundbuchs, das auf Peter Petersens

dänischen Vorträgen beruht und zuerst auf dänisch erscheint.¹⁸ Viele Lehrer- und Studentengruppen aus Skandinavien besuchen Peter Petersen an der Lichtwark-Schule in Hamburg und an der Jenaer Universitätsschule. Diese vielfältigen Kontakte haben auch in dänischen Veröffentlichungen ihren Niederschlag gefunden¹⁹ und zu den bedeutendsten reformpädagogischen Versuchen an der Kopenhagener Vorortschule von Vanløse geführt. Teile der hier gesammelten Erfahrungen finden Eingang in die großen dänischen Schulreformen der 1930er Jahre.

Unter Mitarbeit von Peter Petersen wird 1930 in dem neuen Lehrerbildungsgesetz („Seminarieloven“) zum ersten Mal in Dänemark das Fach „Pädagogische Psychologie“ als obligatorisches Studienfach eingeführt. Peter Petersens umfangreiche, in dänischer Sprache gehaltene Korrespondenz mit dänischen Regierungsmitgliedern, Schulpolitikern, Schulleitern, Psychologen, Lehrern und Studienkreisen zeugt von der enormen Schaffenskraft und Ausstrahlung dieses deutschen Pädagogen. Peter Petersen ist zweifellos der bedeutendste Vermittler reformpädagogischen Gedankengutes in Dänemark.

Professor in Jena

1923 wird Peter Petersen auf den Lehrstuhl für Pädagogik an der Universität Jena berufen. Er tritt hier die Nachfolge von Johann Fr. Herbart (1776–1841) und Wilhelm Rein (1847–1929) an. Fast 30 Jahre lang kann er seine Vorstellungen im Wechselspiel von praktischer Schularbeit und universitärer Wissenschaft verwirklichen. Hierfür steht ihm eine Versuchs- und Übungsschule zur Verfügung. Hier entwickelt er das weithin bekannte Modell des „Jena-Plans“ einer „Lebensgemeinschaftsschule“.

Auf Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden, denn jedes pädagogische Lexikon gibt hierüber Auskunft. Nur soviel sei gesagt: die Schulatmosphäre ändert sich radikal. Die feste Bankordnung verschwindet zugunsten beweglichen Mobiliars. Zur Schule gehören ein Garten sowie ein Frei- und Spielgelände. Neben herkömmlichen Pflichtkursen ist ein Teil des Unterrichts jahrgangsübergreifend und projektorientiert.

Das meiste kommt uns sehr „modern“, vielleicht sogar „modisch“ vor, und doch haben etwa das „Lustprinzip“ („Lernen, was Spaß macht“) oder die heutigen Projektwochen wenig mit dem Unterricht nach dem Jena-Plan zu tun, denn „Projekte“ an Flensburger Gymnasien wie „Eine Kanutour auf der Treene“ oder „Fallschirmspringen“ widersprechen Peter Petersens Auffassung von einer bewußten Erziehung und einer planvollen, wertorientierten Bildung der Kinder und Jugendlichen — also das, was man heute unter dem Schlagwort „Mut zur Erziehung“ gerade wiederentdeckt. Dabei ist Peter Petersen — vielleicht im Gegensatz zu einigen heutigen Schulreformern — sehr leistungsbewußt. Leistung resultiert für ihn aus der Annahme und Bewältigung einer Herausforderung, Schularbeit allein nach dem „Lustprinzip“ lehnt er als nicht persönlichkeitsbildend ab.

In Jena arbeitet Peter Petersen daran, die Lehrerbildung aus der geistigen Enge und

dem einseitigen Praxisbezug der alten Lehrerseminare zu befreien und an die Stelle eine akademische Lehrerbildung zu setzen. Die beiden tragenden Säulen sind die „Pädagogische Tatsachenforschung“, d. h. die objektive Protokollierung, Systematisierung und wissenschaftliche Auswertung aller Unterrichtsabläufe, einerseits und die Betonung der Eigenständigkeit einer anthropologisch und philosophisch zu begründenden Erziehungswissenschaft andererseits. In der Jenaer Zeit entstehen in schneller Folge die großen Standardwerke,²⁰ die in vielen Auflagen und zahlreichen Übersetzungen erscheinen.

Außer nach Skandinavien führen ihn ausgedehnte Vertragsreisen in die USA, nach England, Frankreich, in die Niederlande, nach Österreich, Polen, Rumänien, Südamerika, Südafrika und in die Schweiz. Viele Ehrungen werden ihm zuteil. Peter Petersen ist Gastprofessor in den USA und in Chile, Ehrenmitglied wissenschaftlicher Akademien und Ehrendoktor der Universität Athen. Gegen Ende der 30er Jahre sind Peter Petersen und der „Jena-Plan“ weltweit bekannt und anerkannt.

Das Jahr 1933, das eine Umwälzung in allen Lebensbereichen mit sich bringt und auch vor den Universitäten nicht haltmacht, geht an Peter Petersens Versuchsschule und seiner Tätigkeit als Universitätslehrer zunächst scheinbar folgenlos vorüber. Es muß verwundern, wenn die Zeit des Nationalsozialismus in einigen Peter-Petersen-Biographien entweder ausgespart oder mit wenigen Sätzen abgetan wird.²¹

Peter Petersen geht es in den Jahren nach 1933 in erster Linie darum, das in Jena Erreichte nicht zu gefährden. Er verhält sich abwartend. Auch später wird er nicht Mitglied der NSDAP, was in seiner Stellung schon in sich ein Wagnis darstellt. Er ist bestrebt, sich mit den neuen Machthabern — im Interesse seines Lebenswerks — zu arrangieren. Viele meinen damals, die Herrschaft der Nationalsozialisten sei eine vorübergehende Erscheinung und Hitler werde bald am Ende sein. Erst aus der Perspektive des Zweiten Weltkriegs und der Massenvernichtung von Juden erscheint uns heute diese Einstellung sträflich naiv. Aber auch im Ausland gibt es durchaus Sympathien für den „neuen Geist“, der in Deutschland herrscht. Wissenschaftliche Kongresse in den ersten Jahren nach 1933 sind international besucht, und in der Jugendarbeit des Auslands dient nicht selten die Hitlerjugend als Vorbild.²²

Als nationaler Deutscher bemüht sich Peter Petersen darum, seine „Lebensgemeinschaftsschule“ in der von den Nationalsozialisten postulierten „Volksgemeinschaft“ zu begründen, um damit die nötigen Freiräume für das praktisch-pädagogische und wissenschaftliche Arbeiten in Jena zu erhalten, was ihm auch gelingt. Peter Petersen nimmt vom 2. bis 4. Juni 1933 am „Ersten Nordischen Thing“ in Bremen teil, auf dem deutsche, englische und schwedische Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der vorchristlichen germanischen Kulturen vorlegen. Peter Petersen notiert: „Ohne Zweifel ist aber dieses ‚Erste Nordische Thing‘ so stark auf neuer, endlich heimgekehrter Forschung aufgebaut gewesen, daß die Wendung zum eigenen Volkstum auf der ganzen Linie bereits deutlich wird.“²³

In der „Deutschen Zeitung“ vom 6. Juni 1933 wird in ähnlicher Weise von diesem Kongreß berichtet. Daneben findet sich zufällig eine kleine Meldung: „Entlassung Otto Klemperers. Mit dem 20. Juni hört die Tätigkeit des Kapellmeisters Otto Klemperer an der Berliner Staatsoper auf. Wie wir erfahren, ist in einem diesbezüglichen Schreiben an Klemperer auch von der sofortigen Aufhebung des noch bestehenden vierjährigen Vertrages die Rede.“

Einige Verbeugungen vor den neuen Machthabern entbehren aus heutiger Sicht nicht der Peinlichkeit, wenn Peter Petersen z. B. eine Verbindung zwischen Aristoteles und dem „Volkserzieher“ Adolf Hitler herstellt.²⁴ Es gelingt ihm aber andererseits, seine pädagogische Arbeit in Jena fortzuführen, auszubauen und gleichzeitig die vielfältigen und intensiven internationalen Kontakte nicht abreißen zu lassen.

Nach einigen Jahren zeichnen sich drei politische Wahlmöglichkeiten ab: Anpassung, Widerstand oder Emigration. Im Interesse seines Lebenswerks wählt Peter Petersen — wie ungezählte andere auch — das erstere. Bei den Pädagogen Erich Weniger (1894—1961) oder Otto Fr. Bollnow (geb. 1903), bei den Philosophen Karl Jaspers (1883—1969) oder Martin Heidegger (1889—1976) finden wir ähnliche „Bekenntnisse“ zum Nationalsozialismus. Der Kollege und Freund Adolf Reichwein aus dem benachbarten Halle schließt sich dem Widerstand an und wird 1944 hingerichtet. Wieder andere wie die Reformpädagogen Fritz Karsen (1885—1951) und Paul Oestreich (1878—1959) emigrieren; Paul Oestreich kehrt nach dem Krieg zurück und gelangt in der DDR zu höchsten Ehren.

1945 besetzen zunächst die Amerikaner und wenige Monate später die Russen Jena. Peter Petersen gilt als „nicht belastet“ und kann an der Universität Weiterarbeiten. Er tritt der SPD bei, verläßt diese Partei aber wieder, als sie mit der KPD zur SED zwangsvereinigt wird. Wiederum wie viele andere glaubt Peter Petersen in diesen ersten Jahren in der Sowjetischen Besatzungszone an einen pluralistischen, demokratischen Anfang, obwohl sich der Weg in die kommunistische Diktatur immer deutlicher abzeichnet.

Im August 1946 erscheint das erste Heft der heute noch wichtigsten pädagogischen Fachzeitschrift der DDR, „Pädagogik“, beim Volk-und-Wissen-Verlag in Ostberlin und Leipzig. Peter Petersen schließt sich hier einem Kreis von Mitarbeitern an, der u. a. aus den Pädagogen Heinrich Deiters und Theodor Litt, dem Philosophen Hans-Georg Gadamer und dem Altphilologen Wolfgang Schadewaldt besteht. Im Geiste der Selbstbesinnung und des demokratischen Neubeginns veröffentlicht Peter Petersen in dieser Zeitschrift einen programmatischen Beitrag.²⁵

Am 19. September 1947 hält er in der ein Jahr zuvor gegründeten Pädagogischen Hochschule Flensburg (damals in der Marineschule Mürwik) den Vortrag „Lehrerbildung und Jenaplan“. Um „Jena“ nicht zu gefährden, hält er sich mit seiner Kritik an den Zuständen in der Sowjetischen Besatzungszone sehr zurück, was im Westen nicht immer richtig verstanden wird.

Wieder hofft Peter Petersen, sein Lebenswerk retten und fortführen zu können. Aber im Mai 1949 inspiriert eine sowjetische Kommission die Pädagogische Fakultät und bemängelt den „bürgerlichen“ Buchbestand. Am 1. August 1950 wird die Jenaer Universitätsschule, sozusagen das Flaggschiff unter den deutschen Versuchsschulen, geschlossen. Das ist das Ende einer 27jährigen planvollen und wissenschaftlich begleiteten reformpädagogischen Versuchsarbeit. Am 21. März 1952 stirbt Peter Petersen in Jena im Alter von 67 Jahren. Er wird auf dem Friedhof in Großenwiehe beigesetzt. Auf seinem Grabstein steht: „Der Größte soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener“.

Else Petersen, seine Witwe und jahrzehntelange Mitarbeiterin, siedelt 1960 in die Bundesrepublik über. Es wird ihr gestattet, die Bibliothek ihres Mannes mitzunehmen. Diese Sammlung bildet den Grundstock des „Peter-Petersen-Archivs“ an der Universität Gießen, wo auch eine eigene Forschungsstelle eingerichtet wurde. Seit dem 11. Oktober 1982 existiert ein „Arbeitskreis Peter Petersen e. V.“ mit Prof. Klaßen, Universität Gießen, als Vorsitzendem. Frau E. Remmert, Vechta, eine Tochter Peter Petersens, betreut die „Peter-Petersen-Nachlaßgesellschaft“ und das „Jena-Plan-Zentralarchiv“.

Schlußbemerkung

Vieles von dem, was erst in den letzten 15 Jahren zur Verbesserung der Schulatmosphäre erreicht wurde, ist nichts anderes als eine Wiederaufnahme von reformpädagogischen — und damit auch Peter Petersens — Gedanken, ohne daß wir uns immer darüber im klaren sind.

Welche Bedeutung hatte die Schulzeit am „Königlichen Gymnasium zu Flensburg“ für Peter Petersens Werdegang? Mit Sicherheit ist hier die Grundlage für seine philosophischen, theologischen und später pädagogischen Studien geschaffen worden. Griechisch, Latein, Hebräisch, Französisch und Englisch gehörten zu seinem Rüstzeug und ermöglichte ihm, sich fast im gesamten europäischen Kulturraum und in der Welt frei und sicher zu bewegen.

Peter Petersen war ein fanatischer, effektiver Arbeiter. 200 Titel umfaßt die Liste seiner Veröffentlichungen. Er war kein Träumer, denn sonst hätte er weder die Forschung an der Universität noch die Leitung von Schulversuchen und Versuchsschulen bewältigen können. Aber seine politische Naivität, gepaart mit einem optimistischen Glauben an die guten Seiten jedes Neubeginns, hat ihn nach 1933 in eine Sackgasse gelenkt und nach 1945 zu bitterer Enttäuschung und schließlich zum Ende der „Jenaer Epoche“ in der deutschen Pädagogik geführt.

„Dem Elternhause und der Heimat!“ widmete Peter Petersen 1908 seine Dissertation. Aber in seiner Heimat, in Großenwiehe und in Flensburg, erinnert wenig an diesen vielleicht bedeutendsten deutschen Pädagogen des 20. Jahrhunderts, während jedes Nachschlagewerk, jede Fachbibliothek Auskunft über sein Wirken gibt. Seit dem 12. 6. 1984 heißt die Grundschule Großenwiehe „Peter-Petersen-Schule“. Ob mit dem

feierlichen Akt der Namensgebung auch inhaltlich-pädagogisch etwas in Bewegung gebracht wurde, bleibt abzuwarten. An anderer Stelle in der Bundesrepublik Deutschland, vor allem aber in den Niederlanden mit seinen etwa 200 Peter-Petersen-Schulen,²⁶ ist man bestrebt, Gedanken des „Jena-Plans“ einer menschlichen, dem individuellen Interesse und Leistungsvermögen, der individuellen Begabung und Leistungsbereitschaft entsprechenden „Lebensgemeinschaftsschule“ zu verwirklichen.

ANMERKUNGEN

- 1 Diese und die folgenden Zitate und Angaben sind dem Archiv des Alten Gymnasiums bzw. dem „Jahresbericht über das Schuljahr 1903-1904“ entnommen.
- 2 Peter Petersen: Zur Geschichte des ehemaligen adeligen Gutes Lindewitt, in: Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte, Bd. 39, Leipzig 1909, S. 411-442.
- 3 Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, H. 9, Leipzig 1908.
- 4 Peter Petersen u. Edw. Lehmann (Hrsg.): Die Bibel in Auswahl fürs Haus, Braunschweig 1912; Peter Petersen u. Edw. Lehmann (Hrsg.): Die Bibel in Auswahl für Schule und Heim, Braunschweig 1913;
Peter Petersen u. Reinh. Seeberg (Hrsg.): Biblisches Lesebuch, Braunschweig 1914;
Peter Petersen u. Reinh. Seeberg (Hrsg.): Die Bibel, in Dr. Martin Luthers Übersetzung, Braunschweig 1915.
- 5 Hamburgische Schulzeitung, Mai 1916, S. 95-97.
- 6 Peter Petersen (Hrsg.): Der Aufstieg der Begabten, Leipzig und Berlin 1916.
- 7 Peter Petersen: Der Weg zur neuen Schule des deutschen Volkes, in: Die Hilfe, Nr. 26, 1920, S. 390 f.
- 8 Peter Petersen: Luther, der Auf-Rührer, in: Die literarische Gesellschaft, 3. Jg., Hamburg u. Glogau 1917, S. 332-342.
- 9 Peter Petersen: Die Legende von Friedrich Nietzsche, in: Der Aufbau. Wochenschrift für Erziehung, 1. Jg., Hamburg 1919, S. 311-313.
- 10 Leipzig 1921 (Faksimile-Neudruck Stuttgart 1964).
- 11 Heinrich Landahl: Die Selbstverwaltung, in: Die Lichtwarkschule zu Hamburg, Hamburg 1929, S. 23.
- 12 ebd.
- 13 Peter Petersen: Innere Schulreform und Neue Erziehung. Gesammelte Reden und Aufsätze, Weimar 1925, S. 163.
- 14 Undatiertes Redemanuskript [1920], Stadtarchiv Flensburg.
- 15 Zitiert nach: Hermann Harbeck: Peter Petersen, ein großer Pädagoge und ein Kämpfer für die Heimat, in: Jahrbuch für die Schleswigsche Geest 1979, S. 77 f.
- 16 z. B. in: Peter Petersen: Volk und Heimat. Festrede zum zehnjährigen Bestehen des Schleswig-Holsteiner-Bundes, gehalten in der Aula der Kieler Universität, Kiel 1930.
- 17 Peter Petersen: Fahnenflüchtig. Ernstes Volksstück in einem Aufzuge, Kiel 1930.
- 18 Peter Petersen: Den nyeuropæiske Skolebevægelse, Kopenhagen 1923 (auf deutsch: Die neueuropäische Erziehungsbewegung, Weimar 1926).
- 19 Sofie Rifbjerg: Træk af den moderne opdragelses historie, 2. A., Kopenhagen 1969; Ellen Nørgaard: Lille barn — hvis er du? En skolehistorisk undersøgelse over reformbestræbelser

- inden for den danske folkeskole i mellemkrigstiden, Diss., Kopenhagen 1977.
- 20 Peter Petersen: Allgemeine Erziehungswissenschaft, Berlin und Leipzig 1924;
Peter Petersen: Der Jena-Plan einer freien allgemeinen Volksschule, Langensalza 1927 (31. Aufl. Braunschweig 1961);
Peter Petersen: Der Ursprung der Pädagogik, Berlin und Leipzig 1931;
Peter Petersen: Führungslehre des Unterrichts, Langensalza 1937;
Peter Petersen: Pädagogik der Gegenwart, Berlin 1937
- 21 vgl. Theodor Rutt: Peter Petersen — Leben und Werk, in: Th. Rutt (Hrsg.): Peter und Else Petersen — Die pädagogische Tatsachenforschung, Paderborn 1965, S. 577-588; Hermann Harbeck (vgl. Anmerkung 15).
- 22 z. B. der große dänische Jugendverband „Konservativ Ungdom“.
- 23 Maschinenschriftliches, unveröffentlichtes Manuskript, Stadtarchiv Flensburg.
- 24 Peter Petersen: Die Bedeutung des Politisch-Soldatischen für den deutschen Lehrer und unsere Schule. Eine erziehungs-wissenschaftliche Betrachtung, in: Deutsches Bildungswesen. Erziehungswissenschaftliche Monatsschrift für das gesamte Reichsgebiet, 1934, S. 1-17.
- 25 Peter Petersen: Wissenschaftliche Pädagogik im Dienste der demokratischen Erziehung und akademischen Lehrerbildung, in: Pädagogik. Beiträge zur Erziehungswissenschaft, H. 2, 1946, S. 1-8.
- 26 Ehrenhard Skiera: Die Jena-Plan-Bewegung in den Niederlanden. Beispiel einer pädagogisch fundierten Schulreform, 471 S., Weinheim und Basel 1982.

Siegbert Amler: Graphik und Skulptur

Wer eine Ausstellung mit Werken Siegbert Amlers — wie die im Juli dieses Jubiläumsjahres 1984 von der Galerie Danielsen (Rote Straße) veranstaltete — besucht, gewinnt den Eindruck, er habe Bildhauerarbeiten und deren zeichnerische Entwürfe vor sich. Desto mehr gewinnt er an Interesse und Engagement, je mehr er seine Betrachtung vertieft und mit Genugtuung feststellt, daß es „zweierlei Gnaden“ sind, in denen die Kunstwerke ihren Ursprung haben.

Im Jahre 1969 erschien im Verlag der Buchhandlung Westphalen ein originelles Bilderbuch „Flensburger Förde-Spaziergang“: Der in Dresden geborene NDR-Studoleiter Rolf Heinrich Wecken hatte diesen Gang um das landschaftliche Schmuckstück der Stadt Flensburg „nach vergilbten Texten aufgezeichnet“ und von einem alteingesessenen Künstler (Age Nissen, geboren in Rinkenæs) „fein illustrieren lassen“. Welcher Flensburger hätte das oder dies Konterfei der geliebten Häuser oder Ausflugsziele nicht erkannt?

Acht Jahre später ließ Wecken diesem Heimatbuch ein zweites folgen, fern von jedem Klischee und in seiner Differenziertheit ebenso klug bedacht. Der Titel lautet „Flensburg — die Stadt in der wir leben ...“, und für die 23 Illustrationen hatte er einen mehr als 20 Jahre jüngeren Kollegen Age Nissens gewählt: Siegbert Amler, geboren 1929 in Hirschberg/Schlesien und als Umsiedler nach Flensburg gelangt, wo er 1954 bis 1961 die Werkkunstschule absolvierte.

Die Zeichnungen in dem Flensburg-Buch legen seine Affinität zum Thema weniger lokal (wie beim Verfasser) als zeitgebunden offen: Da ist keine Postkarte zu finden, auf der das Nordertor oder der Südermarkt gezeigt würde, vielmehr kommt es ihm darauf an, mit raschem Blick das Wesentliche *am* Nordertor oder *vom* Wochenmarkt oder das Gegensätzliche von *gestern* und *heute* (Altes Kloster und Neues Rathaus) u. ä. aufzuzeigen. Jedes dieser Impromptus bedarf weder des Pinsels noch der Radiernadel, vielmehr trifft der skizzierende Stift nicht nur die Charakteristika darin, sondern auch seine perspektivische Dimension.

*

Die vorliegende Arbeit kann nicht etwa den Sinn einer Monographie erfüllen, dazu greifen Amlers Kunstwerke in Material und Form, Geschmack und Kunstsinn, in Einfall und Wirkung zu weit. Aber sie will versuchen, sich an das Wesentliche heranzutasten, das Wesentliche, zu dessen Ausdrucksvermögen er wie jeder ernsthaft Denkende einen langen Weg gegangen ist. Und wieviel ungezählte Ausstellungen (in Köln, Frankfurt, München, Regensburg und Nizza, Paris u. v. a.) geben seine graphischen und bildhauerischen Exponate wie in der Galerie Danielsen den Interessenten deutliche wie auch deutende Hinweise auf besagtes Wesen. Und dieses selbst ist von einer Kraft

getragen, wie sie heute in einer Zeit des künstlichen Experimentierens nicht mehr zur Disposition steht, von einer Unbeirrbarkeit, nämlich Sinn und Ausdruck der formenden Tätigkeit von handwerklichem Geschick und künstlerischem Wollen bestimmen zu lassen.

Die Grundlage Amlers für seine graphischen Arbeiten ist die Linie und ihr Schwung ins Grenzenlose; denn was sie zeigt oder andeutet, das hat „in Wirklichkeit“ keine Grenze, sondern verliert sich bis zum Ungewußten und zeugt von Wünschen und Sehnsüchten, nicht bloß persönlich — auch landschaftlich gestalterisch. — Eine delikate Eigenheit soll dabei erwähnt werden: Wenn der Graphiker einen Holzschnitt formt, dann benutzt er die Maserung des Holzes für die Linien ins Grenzenlose ...

Amler hat, besonders was den Blick dafür am stärksten anregt, die Freude des Entdeckers zur Verfügung; sie führt ihn nicht nur in die Geheimnisse fremder Länder wie Malta, Skandinavien, Frankreich oder Guatemala und Ägypten oder (seine einstige Heimat) das Riesengebirge, sondern auch die Halligen, die Förde und sogar Glücksburg und Wees.

Für seinen Bericht über „Bornholm — Welt in der Nußschale“ fand die Tageszeitung „Flensburg Avis“ eine fast ideale Möglichkeit der Veröffentlichung: Überschrift und drei weit angelegte Federzeichnungen auf den beiden Mittelseiten der Ausgabe und dazwischen der gedruckte Text des Reisetagebuches von Amlers Frau Ingeburg. Ein großzügig-freundliches Geschenk für den Zeichner und die Verfasserin und mehr noch für die Leser!

Die oben geschilderten Landschaften der vielen „Entdeckungsfahrten“ des Künstlers hat er auf Kartons in der Größe 50 x 50 cm graphisch festgehalten und fototechnisch auf 20 x 20 cm verkleinert. Sie liegen zusammen mit anderen Vervielfältigungen in kleinen Siegbert-Amler-Mappen und wirken mit ihrer atmosphärischen Zartheit wie Bilderbücher (nicht nur für Kinder!). Einige haben so viel Poesie aufzuweisen, daß sie an den Dichter Wilhelm Lehmann und besonders an seine „ansprechendsten“ Verse „An der Eckernförder Bucht“ erinnern.

*

Dennoch läßt sich Amler (wie natürlich auch der Lyriker) nicht als Idylliker begreifen. Sein Blick ist ja nicht bloßer Reisebegleiter für ihn, sondern richtet sich auch auf den Alltag, auf die nächste Umgebung, auf Tier und Vegetation und Mensch. — „Die Fülle der Gestalten zu erfassen, ist das niemals endende Streben des Zoologen so gut wie das des bildenden Künstlers.“ Dies Wort von Konrad Lorenz, dem Verhaltensforscher, gilt besonders für Amlers Heim auf einem grünen Grundstück an der Förde in Glücksburg. Das Wohnhaus macht den Eindruck einer ausgedehnten Werkstatt — mit technischen und künstlerischen Arbeiten, mit Gelassen und Winkeln für die vielen Bildnerwerke und für die darin wohnenden Menschen und deren Gäste. — Und mit einem Garten, bei dessen gar nicht „künstlicher“ Anlage besagter Konrad Lorenz ihm geholfen haben könnte, so eindrucksvoll wirkt die natürlich begrünte Erde mit ihrem

Biotop und den darin gewachsenen Pflanzen und Tieren, darunter Kraniche und Enten und Graugänse, mit denen allen nicht nur das Ehepaar, sondern auch der wachende Schäferhund vertraut, ja befreundet sind.

Mit alldem erfüllen sich die oben zitierten „zweierlei Gnaden“ von der poesievollen Linie bis hin zum Körperhaften; aber nicht Porträts und Abbildungen entstehen in ihrer Starre; vielmehr bringt der Blick dafür Belebung hinein, und seine Hände formen das Beobachtende in Ton oder Holz, Stein oder Bronze.

Die Fülle der Gestalten scheint unerschöpflich, zumal ihre Bewegungen ex origine, also nicht programmatisch gewollt, erregte und rhythmische Akzente setzen.

In die Skulpturen, die Menschenansammlungen darstellen („Beschirmt“ u. a.), mag manch Nachdenkliches oder Hintersinniges mit hineingeraten sein, aber Kranich, Eisvogel und Eule, sowie Seelöwe, Wiesel, Einhorn und den Tänzerinnen und Akrobaten, den Musikanten und den Kindern besonders braucht er nichts anzudichten: auf den ersten Blick spricht den Besucher das Elementare des lebendigen Wesens an.

Als treffendes Beispiel seien die tanzenden Kinder vor der Schule in Tinglev genannt.

Das dürfte auch der Grund dafür sein, wie weit Amlers Menschen- und Tierdarstellungen die Mitmenschen auch „fremder“ Nationen ansprechen und von ihnen erworben werden (in Schweden und Dänemark, Rotterdam und San Francisco, in Prag und Guatemala-City, in Frankreich, England — und Australien).

In den letzten Jahren ist Siegbert Amlers Ausdrucksform nicht routinierter geworden, sondern sparsamer und konzentrierter. Als (subjektiv empfundenes) Beispiel sei die kleine Bronzefigur „Tanz“ angeführt: Linie und Bewegung bieten sich dem Blick als vollkommenes Wesen, von dem Tanz nur ein Teil ist. — Ich möchte ihr den Titel „Musik“ verleihen ...

Wegbereiter der deutsch-dänischen Verständigung

Zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Alexander Scharff

Im Juli 1984 wurde der emeritierte langjährige Inhaber des Lehrstuhls für Schleswig-Holsteinische und Nordische Geschichte an der Universität Kiel, Prof. Dr. Alexander Scharff, 80 Jahre alt.

Geboren in Calbe an der Saale, wuchs Alexander Scharff in der Stadt Flensburg auf, der er bis heute seine Zuneigung bewahrt hat. Seine Jugend war in starkem Maße vom Nationalitätenkampf in Flensburg und der Region geprägt. Die nationale Frage hat denn auch seinen späteren beruflichen Weg und seine Forschungsinteressen maßgeblich bestimmt.

Dabei ist Alexander Scharff gewiß nicht ohne zeitbedingte Anfechtung geblieben; im Unterschied zu manchen Mitmenschen mit ähnlicher Prägung durch Elternhaus und Schule, ist es Scharff aber gelungen, seine eigene historische Bedingtheit als solche zu erkennen und sie, wo nötig und soweit möglich, zu überwinden. Seine intellektuelle Kraft und Redlichkeit wie auch seine liberale Grundhaltung dürften dabei eine gewichtige Rolle gespielt haben, ebenso die relative Distanz zum nationalen Ringen im Grenzraum, die ihm seine Kieler Lehrtätigkeit seit 1946 ermöglichte.

Alexander Scharff konnte so als Wissenschaftler und als akademischer Lehrer nach 1945 mit den Weg für eine deutsch-dänische Verständigung ebnen – Grund genug, in den „Grenzfriedensheften“ auf sein Wirken einmal mehr hinzuweisen.¹ Gleichsam als Vorreiter der praktischen Politik hat Scharff, zusammen mit seinen Århuser Fachkollegen, dem späteren dänischen Generalkonsul in Flensburg, Professor Troels Fink,² bereits Anfang der fünfziger Jahre einen freundschaftlichen Gedankenaustausch zwischen deutschen und dänischen Historikern begonnen, der u. a. in den „Grenzfriedensheften“ seinen Niederschlag fand.³ Auch haben beide Historiker entscheidend dazu beigetragen, daß deutsche und dänische Historiker 1952 gemeinsame „Thesen“ für eine Verbesserung der Schulgeschichtsbücher in beiden Ländern erarbeiteten.⁴

Nicht zuletzt durch seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Geschichte der deutsch-dänischen Beziehungen, Publikationen, die ein abgewogenes Geschichtsbild der nationalen Auseinandersetzungen vermitteln, konnte Alexander Scharff als ein politisch bewußter Historiker mit den Abbau gegenseitiger Vorurteile bewirken. Den Respekt und die Anerkennung, die Scharff sich hierzulande, in Dänemark und auch in den übrigen nordischen Ländern erwarb, fanden u. a. ihren Niederschlag in der Verleihung des Großen

Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland sowie des Kommandeurkreuzes des Danebrog-Ordens an den Kieler Gelehrten. Scharffs Forschungs- und Lehrtätigkeit beschränkte sich freilich nie auf die nationale Problematik. So hat er in Publikationen und Lehrveranstaltungen oft genug auch Themen der allgemeinen deutschen, nordischen und – natürlich – der schleswig-holsteinischen Geschichte aufgegriffen. Besonders erwähnt sei seine kurzgefaßte „Schleswig-Holsteinische Geschichte“; dieses Standardwerk ist nunmehr in einer überarbeiteten Neuausgabe wieder greifbar.⁵

Nach seiner Emeritierung hat sich Alexander Scharff nicht in den Elfenbeinturm der Wissenschaft zurückgezogen. Zahlreichen Institutionen und Einzelpersonen diente er mit seinem sachkundigen Rat. Mit ganz besonderem Engagement beteiligt er sich noch immer an den gemeinsamen Bemühungen deutscher und dänischer Historiker um eine Verbesserung des Geschichtsunterrichts – an jenen Bemühungen also, die in der Tradition der von Alexander Scharff und Troels Fink initiierten Kontakte stehen. So hat er an der Ausarbeitung deutsch-dänischer Quellenhefte für den Geschichtsunterricht ebenso mitgewirkt wie an der Fortschreibung der oben erwähnten „Thesen“. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die Persönlichkeit Alexander Scharffs, wenn er, im 80. Lebensjahr stehend, im Vorwort zu dieser 1983 erarbeiteten Fortschreibung der „Thesen“ das Bekenntnis formulierte, durch die „stets in freundschaftlichem Geiste geführten Gespräche“ dänischer und deutscher Historiker „viel gelernt“ zu haben. „Man hört auf den anderen, man lernt voneinander, man überprüft den eigenen Standort, man überdenkt, ob man sich nicht festgefahren hat in alten Gleisen von Vorurteilen und Ideologien ...“

Die Nachricht, daß Professor Scharff, wenige Tage vor seinem 80. Geburtstag, schwer erkrankte, hat weit über seinen engeren Freundes- und Schülerkreis hinaus Betroffenheit hervorgerufen. Es ist Professor Schaff zu wünschen, daß seine Gesundheit und seine Arbeitskraft bald wieder ganz hergestellt sein mögen.

Jörn-Peter Leppien

Anmerkungen:

- 1 Jörn-Peter Leppien, „Suaviter in modo, fortiter in re“. Zum 70. Geburtstag von Professor Dr. Alexander Scharff, in: Grenzfriedenshefte, 3/1974, S. 171-175.
- 2 Dazu ders., Historiker – Diplomat – Wegbereiter. Zum 70. Geburtstag von Professor Dr. Troels Fink: ebenda, 2/1982, S. 111-114.
- 3 So wurden z.B. im ersten Heft des ersten Jahrgangs der „Grenzfriedenshefte“ (1/1953) die Referate abgedruckt, die Scharff und Fink anlässlich einer deutsch-dänischen Buchausstellung in Flensburg gehalten hatten.
- 4 Siehe dazu auch meine Anzeige der eben erschienenen Schrift „Zur Geschichte und Problematik der deutsch-dänischen Beziehungen...“ im

- Besprechungsteil des vorliegenden „Grenzfriedensheftes“.
- 5 Siehe dazu meine Anzeige im Besprechungsteil dieses „Grenzfriedensheftes“.

Deutschsprachiges Exil in Dänemark nach 1933

Ein internationales Symposion im Deutschen Kulturinstitut Kopenhagen

Die deutsche Emigration unter der nationalsozialistischen Herrschaft zählt zu jenen zeitgeschichtlichen Forschungsbereichen, die in der Bundesrepublik lange Jahrzehnte bitter vernachlässigt wurden. Noch in den politischen Auseinandersetzungen der 50er und 60er Jahre hatte man insbesondere das sozialdemokratische und kommunistische Exil oft genug mit dem Geruch des „Landesverrats“ versehen – und erst in den 70er Jahren ist es in der Bundesrepublik überhaupt zu einer Sensibilisierung für die Problematik der deutschsprachigen Emigration nach 1933 gekommen. Dementsprechend stehen weiterführende Studien zur Exilliteratur, dem Widerstand in der Emigration und dem Alltagsleben der Emigranten erst an ihrem Anfang (vgl. hierzu bezüglich Dänemarks nur: Ralf Deppe, „Die sozialdemokratische Emigration in Dänemark – ein Überblick“, in: „Grenzfriedenshefte“ Nr. 2/1984, S. 97-111, insb. S. 111 – Nachschrift).

In den skandinavischen Ländern bildete hingegen das Stockholmer Institut Walter Behrensons einen frühen Kristallisierungspunkt der Exilforschung. Mit zwei Tagungen in Stockholm (1969) und Kopenhagen (1972) wurden bereits vor 15 Jahren die Bausteine für eine breitere Exilforschung gelegt. Auf einem Symposion, das das Deutsche Kulturinstitut Kopenhagen als dänische Zweigstelle des Goethe-Instituts in Zusammenarbeit mit dem germanistischen Seminar und dem zeitgeschichtlichen Institut der Kopenhagener Universität veranstaltete, wurden Anfang Oktober 1984 einige Ergebnisse der skandinavischen Exilforschung vorgestellt und diskutiert.

Knapp 70 Teilnehmer aus Norwegen, Schweden, Dänemark, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland sahen sich an 2 Tagen einem dicht gedrängten Programm mit 8 Vorträgen gegenüber. Während selbst aus Tromsø, Stockholm, Köln, Berlin und Hamburg Universitätsangehörige angereist waren, machten die schleswig-holsteinischen Hochschulen einmal mehr durch ihre Nichtpräsenz auf sich aufmerksam. Dagegen waren auch viele von jenen, denen die Tagung eigentlich galt, anwesend: Mitglieder der sozialdemokratischen, zionistisch-sozialistischen und kommunistischen Emigration, die heute z. T. in Dänemark und z. T. in der Bundesrepublik Deutschland leben. Ihre Teilnahme an dem Symposion erwies sich als eine besondere Bereicherung. Der Vortragsreigen wurde von dem

einigen deutschen Referenten, Professor Hans-Albert Walter aus Hofheim eröffnet, der quasi zur Einstimmung über „Aspekte der Darstellung von Zeitgeschichte in Anna Seghers' Exilroman „Transit““ sprach. In seinem brillant entwickelten Vortrag machte Walter zunächst darauf aufmerksam, daß Anna Seghers in ihrem Roman ein zeitgeschichtlich nicht haltbares Bild von der „Mausefalle Marseille“ um das Jahr 1940 zeichnete, indem sie Fluchtmöglichkeiten über Spanien und Portugal sowie Schiffspassagen nach Amerika nicht erwähnte, um so die Situation der Emigranten als aussichtslos erscheinen zu lassen. Angesichts der Verratsproblematik als Grundmotiv des Romans bezeichnete Walter es überdies als auffällig, daß die deutsch-sowjetischen Verträge vom August 1939 von Anna Seghers als eines der wenigen politischen Ereignisse jener Zeit mehrfach erwähnt wurden. Hieran knüpfte Hans-Albert Walter seine Hauptthese, daß der Roman „Transit“ eine versteckte Auseinandersetzung der Kommunistin Anna Seghers mit der sowjetischen Politik jener Jahre beinhalte, die sich aus politischen und/oder ästhetisch-künstlerischen Gründen unter einer Mythenhenschicht verberge. Diese Auseinandersetzung mit dem Kommunismus habe sich – so Walter weiter – an der Romanfigur des ausgesetzten Spanienkämpfers „Heinz“ aufgehängt und sei nur mit Hilfe der griechischen Mythologie zu enträtseln. – In der anschließenden Diskussion mußte Hans-Albert Walter allerdings den Einwand gegen seine Interpretation gelten lassen, daß gerade Anna Seghers sich ansonsten stets bemüht habe, für ihr Publikum verständlich zu schreiben, und daß ein Rückgriff auf die griechische Mythologie von daher unwahrscheinlich erscheine.

Im zweiten Vortrag befaßte sich Jørgen Hæstrup von der Universität Odense, aus dessen Feder die grundlegenden Arbeiten der 50er und 60er Jahre zur Geschichte der dänischen Besatzungszeit von 1940 bis 1945 stammen, mit der „Jüdischen Emigration der Hechaluz-Schüler und Aliyah-Kinder nach und durch Dänemark 1932-45“ (vgl. hierzu schon die Rezension von Eckhard Bodenstein über Hæstrups Buch „Dengang i Danmark“, in: „Grenzfriedenshefte“ Nr. 1/1984, S. 70). Hæstrup schilderte noch einmal den Weg der 1800 jüdischen Jugendlichen, die vor allem in den Jahren 1938/39 aus deutschen Großstädten nach Dänemark kamen, eine landwirtschaftliche Ausbildung erhielten und überwiegend nach Palästina weiterzogen. Mitglieder der zionistisch-sozialistischen Emigration dankten Hæstrup ausdrücklich für seine Darstellung „ihrer eigenen Geschichte“; sie wiesen aber ebenfalls darauf hin, daß man in Dänemark nicht nur wohlwollend und freundlich aufgenommen worden sei, sondern daß es gerade in der Landwirtschaft auch Fälle übler Ausbeutung gegeben habe. Hans Kirchhoff, Professor an der Kopenhagener Universität und Verfasser so grundlegender Arbeiten wie „Augustoprøret 1943. Samarbejdspolitikens fald“ (Der August-

Aufruhr 1943 – das Ende der Politik der Zusammenarbeit, erschienen 1979) kritisierte, daß Hæstrup ein zu positives Bild der dänischen Flüchtlingspolitik gezeichnet und die Brüche innerhalb der dänischen Politik nicht deutlich gemacht habe. Jørgen Hæstrup entgegnete darauf, daß es sicher einen Generationenkonflikt innerhalb der dänischen Geschichtswissenschaft gäbe, und daß es ihm als Historiker jedenfalls genüge, die schlichten Fakten zu präsentieren – ohne in jedem Fall eine soziologische Erklärung mitliefern zu müssen.

Im Anschluß daran sprach der Doktorand Hans Uwe Petersen von der Universität Kopenhagen über „Die dänische Flüchtlingspolitik 1933-1940/41“. Sein Vortrag bildete den vielleicht aufschlußreichsten Beitrag dieses Tagung. Petersen nannte zunächst die Zahlen der registrierten deutschen Flüchtlinge in Dänemark (1933: 800; 1935: 1100; 1936: 1340; 1938: 1140; 1940: 1600). Hinter diesen Angaben verbarg sich jedoch eine wesentlich größere Zahl von Flüchtlingen, die auf ihrem Weg in andere Länder lediglich zwischenzeitlich in Dänemark verweilten, und deren Anzahl Petersen mit insgesamt rund 20 000 Personen bezifferte. Das dänische Ausländerrecht wurde zwischen 1933 und 1942 in einem zweijährlichen Rhythmus permanent verschärft.

Insbesondere konnten Emigranten jederzeit ausgewiesen werden, wenn ihr Verhalten den Behörden dazu irgendeine Veranlassung gab, und Arbeitsgenehmigungen waren nur in Ausnahmefällen zu erhalten. Die dem Justizministerium unterstehende und für Flüchtlinge zuständige Staatspolizei arbeitete in Einzelfällen mit der Gestapo zusammen. Besonders restriktiv war ihr Verhalten gegenüber Kommunisten, die man in der Regel in die Sowjetunion – „das Vaterland aller Kommunisten“ – abzuschieben suchte. Jüdische Emigranten hatten vor allem dann eine Chance, wenn sie angaben, in andere Länder weiterreisen zu wollen. Am günstigsten war die Situation für die Mitglieder der sozialdemokratischen Emigration, die in vielen Fällen sogar Arbeitsgenehmigungen erlangen konnten. Bereits zehn Tage nach der deutschen Besetzung Dänemarks kam es zu ersten Verhaftungen unter den Emigranten; doch erst die Massenverhaftungen im August 1941 markieren das Ende des deutschsprachigen Exils in Dänemark, so Hans Uwe Petersen.

Auf den Vortrag folgte eine längere und bewegte Diskussion. Der heute in Kopenhagen lebende Hans Wolff, der in den Zwanziger Jahren als Schulsprecher in Berlin-Neuköln die Umbenennung seines nach einem Hohenzollern-Prinzen benannten Gymnasiums in „Karl-Marx-Schule“ durchsetzen konnte, schilderte seine persönlichen Erfahrungen mit der dänischen Staatspolizei, die ihn 1935 auf deutschen Druck an die Gestapo ausliefern wollte. Nur durch eine nächtliche Intervention bei Justizminister Zahle konnte die Abschiebung verhindert werden. Wolff erklärte, daß man als Mitglied der kommunistischen Emigration von der dänischen Polizei „wie ein Rechtloser“ behandelt wurde. Andere Emigranten

bestätigten Wolffs Erfahrungen, und ein Hamburger Teilnehmer meinte, daß für ihn damit sein „positives Dänemark-Bild fast zusammengebrochen“ wäre. Hans Kirchhoff stellte zu den geschilderten Vorgängen wortkarg und treffend fest: „Sådan arbejder bureaucratier ...“ (So arbeiten Bürokratien ...). Er verwies im übrigen darauf, daß sich die dänische Flüchtlingspolitik weitgehend mit der Stimmung in der Bevölkerung deckte und erinnerte an entsprechende Erscheinungen in der Gegenwart.

Hans Christian Nørregaard von der Universität Kopenhagen befaßte sich im vierten Vortrag des Symposions mit „Udl. Nr. 36316-57120“ – „Ausländer Nr. 36316-57120: Berthold Brecht und die dänischen Behörden 1933-41“. Nørregaard hatte dazu vor allem das Dossier der dänischen Staatspolizei über Brecht und seine Familie ausgewertet und verstand es, sein Publikum durch Kostproben eines wohlgesetzten Amtsdänisch immer wieder zu erheitern. Am 20.7.1933 stand Berthold Brecht in Svendborg erstmals vor den dänischen Behörden, die den prominenten Deutschen von Anfang an zuvorkommend behandelten. Er erhielt den Status eines „rassisches Verfolgten“ und schrieb dazu zwei Jahre später an seine Frau Helene Weigel aus New York: „Hereinkommen leicht. Deine jüdische Abkunft bewährt sich sehr.“ – Am 9.8.1933 kaufte Berthold Brecht in Kogtved am Svendborgsund ein kleines Einfamilienhaus, nachdem er zuvor die Gastfreundschaft von Karin Michaelis genossen hatte. Während Brecht in den folgenden Jahren zahlreiche, weitläufige Reisen unternahm, lebte seine Familie überwiegend in Dänemark. Die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis gestaltete sich stets problemlos – auch nachdem die Kopenhagener Premieren von „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“ und „Die sieben Todsünden“ im November 1936 für politische Aufregung gesorgt hatten. In den Behördenakten hieß es über Brecht immer wieder: „Der vides ikke noget ufordelagtigt om ansøgeren...“ (Über den Antragsteller ist nichts Nachteiliges bekannt...). Bereits im März 1939 zog sich Berthold Brecht nach Schweden zurück und siedelte dann im April 1940 in die USA über. Seine Familie folgte ihm im Mai 1941 über die transsibirische Eisenbahn – wenige Wochen vor dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion. Damit wurde auch die Akte über „Udlændning Nr. 36316-57120“ geschlossen.

Mit den letzten vier Vorträgen des Kopenhagener Symposions sollte endlich der Versuch unternommen werden, die Situation des Exils mittels sogenannter „keystones“, also exemplarischen Einzeldarstellungen, zu beleuchten. – Helmut Müssener, Stockholm, sprach in diesem Zusammenhang zunächst über „Johannes Reinowski – Politiker und Schriftsteller im skandinavischen Exil“. Der „rechte Sozialdemokrat“ Reinowski publizierte im Kopenhagener wie Schweizer Exil eine Reihe von Gedichten, die – so Müssener – überwiegend von „hohlem Pathos“ getragen waren. Auch mangelte es dem Exil-Politiker an Antworten auf die „faschistische Machterschleichung“, und ein innerer Bruch mit allen Deutschen

sei mit fehlenden Zukunftsperspektiven einhergegangen. Nach der Auffassung Helmut Müsseners bildete Johannes Reinowski damit „ein typisches Beispiel für den inneren Zustand der sozialdemokratischen Emigration“.

Anschließend befaßte sich Birgit S. Nielsen von der Kopenhagener Universität mit Karin Michaelis und lieferte das „Porträt einer Helferin deutscher Emigranten“. Die 1872 in Randers geborene Karin Michaelis war eine in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts überall in Europa bekannte Kinderbuch-Autorin, die sich schon sehr früh auf internationaler Ebene für die Menschenrechte einsetzte. Die „Vossische Zeitung“ bezeichnete sie 1932 als „das Gewissen Europas“. Bereits am 5. 9. 1933 bezog Karin Michaelis öffentlich gegen die nationalsozialistische Diktatur Stellung. Dennoch wurden ihre Bücher in Deutschland zunächst nicht verboten. 1935 forderte man sie sogar dazu auf, ein Kinderbuch für einen NS-Verlag zu verfassen, worauf Karin Michaelis das Schicksal eines jüdischen Kindes schilderte und dem Band „den Opfern des Nationalsozialismus“ widmete. Seit dem Frühjahr 1933 war Karin Michaelis Wohnsitz auf Turø südlich Fünen ein Sammelpunkt deutscher Emigranten. Hier standen drei Holzhäuser, wo „die kleine, alte Dame mit den offenen Armen“ Verfolgten unterschiedslos und freigiebig Unterschlupf gewährte. 1940 wurde die „Helferin der Emigranten“ selbst zur Emigrantin. In den USA richteten ihr 1942 Berthold Brecht, Oskar Maria Graf und Otto Kantorowitz in tiefer Dankbarkeit den 70. Geburtstag aus. Karin Michaelis starb 1950 fast vergessen in ihrer Kopenhagener Wohnung an der Nørre Voldgade – gegenüber dem Deutschen Kulturinstitut.

In einem weiteren Vortrag befaßte sich die Kopenhagener Theaterwissenschaftlerin Kela Kvam mit dem „deutschen Exiltheater in Dänemark“. Die Referentin gelangte zu dem Ergebnis, daß das deutsche Exiltheater schon von daher keinen großen Einfluß in Dänemark ausüben konnte, als das dänische Theaterleben bereits in den 20er Jahren den Anschluß an die europäische Avantgarde verloren hatte. – Per Øhrgaard aus Kopenhagen befaßte sich schließlich unter der Fragestellung „Auslandsdeutscher und/oder Exilautor?“ mit Hans Henny Jahnn. Jahnn, der 1933 einen Bauernhof auf Bornholm erworben hatte und dort ökologischen Landbau trieb, war im nationalsozialistischen Deutschland „weder verboten, noch zugelassen“ – seine Bücher erschienen trotz vielfacher Bemühungen ganz einfach nicht. Erst in den 60er Jahren stellte sich ein gewisser literarischer Erfolg in Dänemark ein. So bezeichnete Per Øhrgaard den Autor Jahnn nach seiner Lebenssituation als „Auslandsdeutschen“ – nach seiner literarischen Rezeption hingegen als „Exil-Autor“.

Insgesamt bot das Kopenhagener Symposion damit einen tiefen Einblick in das „Deutschsprachige Exil in Dänemark nach 1933“. Ungünstig wirkte es sich allerdings neben der allzu massiven Konzentration von 8 Vorträgen an 2 Tagen aus, daß man es versäumte, selbständige Beiträge der zahlreich anwesenden

Mitglieder der deutschen Emigration in den Ablauf des Geschehens einzubeziehen. Darüber hinaus konnten manche der anrisstenen historischen Fragestellungen nicht hinreichend entfaltet und diskutiert werden. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn das Kopenhagener Symposion bald eine Fortsetzung findet.

Klaus Bästlein

*

Der Jahresausflug des Grenzfriedensbundes

Weit über 300 Mitglieder haben insgesamt an vier Tagen an unserem Ausflug nach Sonderburg und Alsen teilgenommen. Noch im August starteten die Flensburger mit zwei Omnibussen; im September folgten die Rendsburg-Eckernförder, die Nordfriesen aus Tönning, Husum, Bredstedt und Niebüll und schließlich die Schleswiger. Die Fahrt ging bei Krusau über die Grenze und dann an der Flensburger Förde entlang nach den Döppeler Schanzen auf den Höhen vor Sonderburg. Hier wurde erinnert an die Erstürmung dieser dänischen Verteidigungsanlage durch preußische Truppen am 18. April 1864 und an die politischen Hintergründe und Zusammenhänge des deutsch-dänischen Krieges um den Besitz Schleswigs.

Nach kurzer Weiterfahrt konnte das gut ausgestattete Museum im Sonderburger Schloß besichtigt werden. Im „Stationskro“ in Hörup-Kirche auf Alsen gab es ein reichliches Mittagessen. Die Schleswiger gelangten wegen eines Mißverständnisses zwischen „Leithammel“ und „Herde“ erst nach längerer Irrfahrt dahin; aber das verdarb nur bei einigen und nur vorübergehend die gute Stimmung. Mehrere Gruppen besuchten nachmittags eine Kunstschilderei bei Nordburg, deren Inhaber sehr sachverständig und freundlich über seine Arbeit zu berichten wußte. Und dann folgte ein Aufenthalt in der deutschen Schule und in dem benachbarten Kindergarten in Lunden bei Nordburg. Es war für alle eindrucksvoll zu erleben und zu erfahren, mit wieviel Aufwand, vor allem aber mit wieviel Engagement und persönlichem Einsatz hier deutsche Erziehungs- und Bildungsarbeit geleistet wird, ohne das Deutsche gegen das Dänische zu stellen. „Hier bleibt“, sagte der Schulleiter, „jedes Kind, was es ist oder nach dem Willen seiner Eltern bleiben oder werden soll: dänisch oder deutsch oder keins von beiden; denn in der Umgebung der großen Danfoss-Werke gibt es natürlich auch Familien, die eine andere Nationalität haben.“ Liegt in diesem Konzept, die Sprachen, Kulturen und Nationalitäten nebeneinander zu stellen und gleichberechtigt gelten zu lassen, vielleicht eine Zukunftschance für die Schulen der Minderheiten? Die Schule in Lunden scheint die Richtigkeit dieser These zu beweisen Vielleicht sollten alle Zuständigen darüber nachdenken.

Die Fahrten schlossen ab mit Kaffee und Kuchen im Dvig-Kro am Alsensund, bevor die Rückfahrt angetreten wurde.

*

Bis zur Eider: „Wenn die Zeit einmal reif ist“!

Südschleswig-Ausschuß vom 5. Mai 1945: „Das gute Verhältnis ist kein Ruhekissen!“

Die Vorsitzende des Südschleswigschen Ausschusses vom 5. Mai 1945, Lilly Willadsen, Kopenhagen, hat das Recht der dänischen Minderheit unterstrichen, für „ein Dänemark bis zur Eider“ zu arbeiten und damit den Landesteil Schleswig des Bundeslandes Schleswig-Holstein in Dänemark einzuverleiben. „Wie lange unsere Freunde in Südschleswig warten müssen, wissen wir heute nicht“, schreibt Willadsen in der Zeitschrift „Skræp“, Farum, „aber wir haben kein Recht, die Zukunftshoffnung auf ein Dänemark bis zur Eider zu nehmen, wenn die Zeit dazu einmal reif ist“.

„Wir dürfen uns über das relativ gute Verhältnis freuen, das zwischen Dänen und Deutschen nördlich und südlich der Grenze herrscht“, schreibt Lilly Willadsen, „aber es darf nicht zu einem Ruhekissen werden“. Nach wie vor müsse man bereit sein, die dänischen Schulen und die Arbeit der kulturellen Vereinigungen zu unterstützen.

„Wir dürfen niemals vergessen, daß die Eider unsere Grenze nach Süden ist“, mahnt die Vorsitzende des „Sydslesvigsk Udvalg af 5. maj 1945“. „Kein Däne darf vergessen, daß das historische Recht und gemeinsame Erinnerungen das Fundament sind, auf dem unsere Zukunft aufgebaut werden muß.“

Über den Aufbau dänischer Schulen und anderer Einrichtungen nach 1945 südlich der Linie Schleswig-Husum – in nationaldänisch-grenzlandbewußten Kreisen mitunter noch heute als „38. Breitengrad“ bezeichnet – schreibt Lilly Willadsen in „Skræp“: „Viele opferten Zeit und Geld, um dänische Schulen entlang der Eider zu errichten. Schulen, die von damals bis heute große Bedeutung für die dänische Arbeit in unserem südlichsten Grenzland haben.“

„Viele“, so die Vorsitzende, „traten damals in unseren Verein ein“. Heute komme es darauf an, die Jüngeren „über ihre Verpflichtungen gegenüber unseren Landsleuten im Süden und besonders denjenigen zu informieren, denen es 1920 nicht gelang, in den dänischen Staat zu kommen, und die 1945 abgewiesen wurden, als die Flüchtlinge aus dem Osten verantwortliche Leute ängstlich werden ließen, dem Ruf der Geschichte Folge zu leisten“.

„Der Nordschleswiger“, 17.10.1984

Vor 30 Jahren starb Friedrich Wilhelm Lübke

Einer der „Väter“ des Bundeslandes Schleswig-Holstein, der CDU-Politiker und ehemalige Ministerpräsident des Landes, Friedrich Wilhelm Lübke, starb am 16. Oktober 1954. An diesen Todestag vor 30 Jahren erinnert der Deutsche Grenzverein e. V., dessen Vorsitzender F. W. Lübke gleich nach dem Zweiten Weltkrieg war. Der im Alter von 67 Jahren infolge einer schweren Erkrankung in Kiel verstorbene Friedrich Wilhelm Lübke, der ältere Bruder des späteren Bundespräsidenten Heinrich Lübke (1894-1972), war nach Steltzer (CDU), Lüdemann (SPD), Diekmann (SPD) und Bartram (CDU) der fünfte Regierungschef des nördlichsten Bundeslandes.

Friedrich Wilhelm Lübke wurde am 25. August 1887 im westfälischen Enkhausen/Sauerland geboren. Bereits als junger Mensch wurde er Seemann und erhielt später das Steuermanns- und Kapitänspatent für große Fahrt. Am Ersten Weltkrieg nahm F. W. Lübke als Leutnant z. S. teil. Danach wurde er Landwirt in Augaard (Kreis Schleswig-Flensburg). Als Kapitänleutnant diente Lübke während des Zweiten Weltkriegs. F. W. Lübke ist es mit zu danken, daß die durch Führerbefehl angeordnete Deportation der in Dänemark lebenden Juden vereitelt werden konnte.

Gleich nach Kriegsende stellte sich F. W. Lübke in den Dienst seiner Wahlheimat Schleswig-Holstein. Er wurde Vorsitzender des Deutschen Grenzvereins und des Deutschen Grenzausschusses. Der Kreistag Flensburg wählte ihn 1946 einstimmig zum Landrat. Dem schleswig-holsteinischen Landtag gehörte Lübke von 1947 bis 1950 als CDU-Abgeordneter an. Landesvorsitzender der Christdemokraten wurde F. W. Lübke 1951 und am 25. Juni dieses Jahres als Nachfolger von Dr. Walter Bartram zum Ministerpräsidenten gewählt. Am 12. September 1954 wurde F. W. Lübke als Spitzenkandidat seiner Partei wieder Landtagsabgeordneter. Doch fünf Wochen danach – am 16. Oktober 1954 – erlag er einer schweren Krankheit, die ihn kurz zuvor schon gezwungen hatte, vom Amt als Regierungschef zurückzutreten. Kai-Uwe von Hassel wurde damals neuer Ministerpräsident.

Die politische Arbeit und Verantwortung Friedrich Wilhelm Lübkes als Regierungschef stand im Zeichen der Konsolidierung und des fortschreitenden Aufbaues der Wirtschaft in Schleswig-Holstein. Damals galt es vor allem, Dauerarbeitsplätze für die einheimische und heimatvertriebene Bevölkerung zu schaffen. In vielen Verhandlungen Lübkes in Bonn gelang es seinerzeit, die Bundesstellen von der besonderen Notlage des Landes zu überzeugen und sie zur Bereitstellung der Finanzmittel zu veranlassen, mit denen die Förderung der Wirtschaft möglich war. Durch die Zielstrebigkeit F. W. Lübkes wurde erreicht, daß das Bundesland mehr und mehr Ansehen gewann und die damals oft benutzte Bezeichnung als „Armenhaus der Bundesrepublik“ allmählich aus dem politischen

Wortschatz verschwand.

Mit dem Namen F. W. Lübke sind auch die ersten Schritte für das „Programm Nord“ und Gründung der Akademie Sankelmark eng verbunden. Eines der ersten großen Projekte des Förderungsprogrammes war die Gewinnung des neuen Kooges südlich des Hindenburgdammes. Er wurde zu Ehren des Ministerpräsidenten „Friedrich-Wilhelm-Lübke-Koog“ genannt. Den Deichschluß vom 21. Oktober 1954 mitzuerleben, war F. W. Lübke vom Schicksal nicht mehr gegönnt.

Ferner geht auf seine Initiative der Bau der Bundesstraße 199 („Nordstraße“) zwischen Flensburg und Kappeln zurück. Die letzte Ruhe fand Friedrich Wilhelm Lübke am 20. Oktober 1954 nur wenige Kilometer von seinem Hof in Augaard entfernt auf dem Friedhof in Oeversee. Dort wird seiner vom Deutschen Grenzverein aus Anlaß des Todestages gedacht. Außerdem hält der Grenzverein am Abend des 16. Oktober in der Akademie Sankelmark eine Feierstunde ab. Bei dieser werden der Grenzvereinsvorsitzende, Minister a. D. Dr. Hartwig Schlegelberger, sowie der Historiker Prof. Dr. Erich Hoffmann (Kiel) an F. W. Lübkes Leben und Wirken erinnern.

Deutscher Grenzverein e. V.

*

Drei Neuanmeldungen mehr als im vergangenen Jahr

Für 100 Mädchen und Jungen fängt in den deutschen Schulen Nordschleswigs der „Ernst des Lebens“ an

Drei neue Schüler mehr als im vergangenen Jahr haben die deutschen Schulen in Nordschleswig (Dänemark) zu Beginn des Schuljahres 1984/85 verzeichnen können. Für insgesamt 100 Jungen und Mädchen begann in den 18 deutschen Schulen des Landesteils vor wenigen Tagen der „Ernst des Lebens“.

Die Gesamtschülerzahl der deutschen Schulen der deutschen Volksgruppe in Dänemark ist zu Beginn dieses Schuljahres dennoch um 26 Schüler gegenüber dem Schuljahresbeginn 1983/84 gesunken. „Das liegt daran, daß nach wie vor große Jahrgänge die Schule verlassen“, erklärte Schulrat Peter Jessen Sönnichsen vom Deutschen Schul- und Sprachverein für Nordschleswig, Apenrade. Die Gesamtschülerzahl beläuft sich nach Angaben Sönnichsens auf 1338 Mädchen und Jungen zum Schuljahresbeginn 1984/85. Zum Schuljahresbeginn 1983/84 waren es 1364 Schüler.

Pressedienst Nordschleswig

*

460 Schulanfänger an dänischen Schulen

Gegenüber dem Vorjahr ist die Zahl der Schulanfänger an den 54 Schulen der dänischen Volksgruppe im Landesteil Schleswig praktisch unverändert geblieben. Wie der Dänische Schulverein in Flensburg als Träger der Schulen bekanntgab, wurden bei Beginn des Schuljahres 1984-85 insgesamt 460 Kinder im gesamten Landesteil eingeschult. Im Vorjahr lag diese Zahl bei 467.

Nach wie vor werden jedoch mehr Schüler von den dänischen Schulen entlassen als neu eingeschult. Dadurch ist die Gesamtzahl der Schüler gegenüber dem Vorjahr von 5 842 auf 5 680 zurückgegangen.

In der Stadt Flensburg lag die Zahl der Schulanfänger diesmal höher als im Vorjahr, während im Kreis Schleswig-Flensburg ein kleiner Rückgang zu verzeichnen war. In Flensburg besuchen jetzt 2 609 Kinder dänische Schulen, im Kreis Schleswig-Flensburg sind es 1526, im Kreis Nordfriesland 1030 und in Rendsburg-Eckernförde 515.

Südschleswigscher Pressedienst